

Der  
Kurier des Präsidenten

Kriminalroman

von

Kurt Schwerin



---

Kurt Ehrlich, Verlag / Berlin SW 61  
Blücherstraße 12

## Erstes Kapitel.

Professor Jules Dalacoste, Privatdozent der Medizin an der Universität Lausanne, schloß sein Vormittagskolleg. Seine Hörer und Hörerinnen nahmen ihre Bücher und Kolleghefte auf und drängten nach der Tür. Die männlichen Studierenden hatten es offensichtlich eiliger als ihre weiblichen Kommilitonen. Der Frühschoppen der Verbindung Italia im Café Vaudois oder die Vormittagszusammenkunft der Frankonia im Hotel de la Paix lockte die letzteren nicht, außerdem suchte jede von ihnen noch einen freundlichen Blick oder wohl gar noch ein paar liebenswürdige Worte des beliebten Dozenten zu ergattern, denn Delacoste, für den sie alle schwärmten, war jung und ledig und hatte so gar nichts von der sprichwörtlichen Zerstreuung und dem Sichgehenlassen des Universitätsprofessors an sich. —

Delacoste war inzwischen zu einem neben dem Seziertisch angebrachten Waschbecken getreten. „Ah, Mademoiselle Brentano“, sagte er zu einem jungen Mädchen in weißem Mullkleide, das gerade am Arm einer anderen Studentin den Hörsaal verlassen wollte. „Darf ich Sie noch einen Augenblick zurückhalten?“

„Gern, Herr Professor“, erwiderte die Angeredete freundlich lächelnd, indem sie ihre Ledermappe vor sich auf die Bank niederlegte; dann tauschte sie einen kurzen Blick mit ihrer Begleiterin. „Er-

warte mich draußen, Leonie!“ sagte sie leise in deutscher Sprache.

„Mache es kurz und schmerzlos“, sagte diese ebenso. „Ich werde inzwischen Señor de Souza Miranda unterhalten, damit ihm die Zeit nicht allzu lange wird“, fügte sie ein wenig spitzbübisch lächelnd hinzu. — Dann nahm sie ihre Büchertasche auf und verließ den Raum. —

Professor Delacoste hatte sich inzwischen seines weißen, mit Blutspriekern befleckten Operationskittels entledigt. Ein gutsitender, eleganter, schwarzer Anzug kam zum Vorschein. Der dunkelbraune Vollbart, den er nach französischer Mode trug, ließ ihn älter erscheinen als er in Wirklichkeit war. Für einen Gelehrten, an den lediglich die goldene Brille, die er jetzt mit einem Kneifer vertauschte, erinnerte, sah er beinahe etwas zu weltmännisch aus.

„Chère demoiselle“, sagte er nun zu der jungen Dame, die langsam näher getreten war. „Nehmen Sie doch bitte Platz.“ Dann fuhr er in deutscher Sprache, die er fast akzentfrei beherrschte, fort. „Wie mir Kollege Brandt gestern berichtete, wollen Sie uns nun tatsächlich verlassen. — — Und dieses welterschütternde Ereigniß erfahre ich erst durch einen Zweiten — —?“

„Meine Abreise hat sich erst gestern definitiv entschieden, Herr Professor“, erwiderte die junge Dame.

„So wollen Sie wirklich das schöne Lausanne ganz sang- und klanglos verlassen — —?“

„Ich wäre gern noch geblieben, und der Abschied von Lausanne fällt mir auch gar nicht leicht. — Aber mein Vater besteht darauf, daß ich nach Frankfurt zurückkehre und mein Studium in Deutschland beende. — Er ist nicht mehr der Jüngste, mon cher papa, und ich kann es verstehen, daß er mich gern in seiner Nähe hat, um so mehr, als mein Bruder, außer an den Feiertagen, nie nach Hause kommen kann. — —“

„Ihr Bruder ist Marineoffizier — —?“

„Zuwohl, Herr Professor. Beim Seebataillon in Wilhelmshaven.“

„Wilhelmshaven liegt allerdings von Frankfurt auch eine tüchtige Strecke entfernt“, meinte der Professor, „und so ungern ich Sie und noch mancher andere,“ fügte er lächelnd und bedeutungsvoll hinzu, „wohl auch hier missen werden, der Standpunkt Ihres Herrn Vaters ist voll zu verstehen. — Sind Sie sich in der Wahl einer deutschen Hochschule schon im klaren — —?“

„Mein Vater meint, Gießen oder Marburg. —“

„Ich würde Ihnen zu Gießen raten, Fräulein Brentano“, sagte Delacoste. „Belegen Sie dort bei Hartmann. Ich selbst habe bei ihm vor Jahren in Freiburg gehört und stehe heute noch in Korrespondenz mit ihm. — Wenn Ihnen einige Empfehlungszeilen an ihn erwünscht sind. Je suis à votre disposition, Mademoiselle. — —“

„Über gern, Herr Professor. — —“

Delacoste machte sich eine Notiz in sein Taschenbuch. „Wann gedenken Sie zu reisen, Fräulein Brentano?“

„Mittwoch oder Donnerstag der nächsten Woche, Herr Professor. Das Semester hier schließt ja mit dem heutigen Tage ab, und meine Effekten sind schnell eingepackt. — —“

„So eilig haben Sie es, von hier wegzukommen, und Ihren armen Hidalgo lassen Sie gebrochenen Herzens allein zurück. — Wollen Sie wirklich so grausam sein — —?“ fragte er, seine Schülerin lächelnd ansehend.

„Seien Sie darüber ohne Sorge, Herr Professor“, sagte diese ruhig und ernst. „Herr de Souza Miranda, dem ihre Anspielung wohl gelten mag, wird meine Abwesenheit leicht überwinden, aus dem einfachen Grunde, weil er eigentlich gar nichts zu überwinden hat. — Wir sind gute Kameraden, treue Freunde, wenn Sie wollen, aber nichts mehr. —“

„Na, na,“ meinte Delacoste, fein lächelnd, Freundschaft zwischen Mann und Frau ist etwas so Außer-

gewöhnliches. Ich möchte sogar beinahe behaupten, auf die Dauer etwas Unmögliches. Es sei denn, daß die Frau nicht mehr allzu jung, ohne äußere Reize und sehr klug sei, und selbst in einem solchen Falle — —.“ Er brach kurz ab und sah auf die Uhr. „Ich will Sie nicht länger aufhalten, verehrtes Fräulein“, sagte er dann kurz und sachlich. „Meine Empfehlungen an Ihren Herrn Vater, vielleicht sagen Sie ihm, daß ich seine vorzügliche Abhandlung über den Magentrebs mit großem Interesse gelesen habe und an seinen Experimenten den allergrößten Anteil nehme. — Wenn es einem gelingen wird, das fragliche Serum, an dessen Entdeckung die gesamte leidende Menschheit ein brennendes Interesse hat, zu entdecken, — dann niemand eher als Ihrem Herrn Papa. — —.“

Hanna Brentano streifte wortlos ihre Handschuhe über.

„Hat Ihr Herr Vater immer noch seinen bewährten türkischen Assistenten —?“ fuhr der Professor fort.

„Herrn Denkandi?“ fragte Hanna. „Ich glaube wohl.“

„Das freut mich für ihn. Na, dann au revoir für heute“, sagte Delacoste, die Hand des Mädchens ergreifend, die er für eine Weile festhielt. „Leben Sie wohl, Fräulein Brentano, und wenn Sie später an Ihre Lausanner Studienzeit zurückdenken, so erinnern Sie sich bitte auch ab und zu Ihres alten Professors, der seiner lieben, kleinen, fleißigen Hörerin stets ein treues Andenken bewahren wird und jederzeit zu ihrer Verfügung steht, worin es auch sein mag. — Ihr Leben, liebes Fräulein Brentano, liegt klar und heiter vor Ihnen und Ihrer sonnigen Jugend, aber es kommen vielleicht auch einmal düstere Tage, und wenn es Sie jemals nach einem treuen Freund und Ratgeber sehnt, dann verfügen Sie voll und ganz über Ihren alten Professor und aufrichtigen Freund Delacoste. —

Wollen Sie mir das versprechen, Fräulein Brentano — —?“

Seine Stimme hatte bei den letzten Worten einen warmen, herzlichen Klang angenommen, und als er sah, daß das Mädchen mit der Rührung zu kämpfen schien und die aufsteigenden Tränen kaum zurückzuhalten vermochte, fuhr er schnell, ohne eine Antwort abzuwarten, in gesucht heiterem Tone fort:

„Encore quelque chose, chère demoiselle. Falls es in Ihrer Absicht lag, mir morgen, Sonntag vor- mittag, einen steifen Abschiedsbesuch zu machen oder Ihre Karte abzugeben, so möchte ich Sie bitten, von dieser ‚formalité‘ abzusehen. Derartiger gesuchter Höflichkeiten bedarf es bei uns beiden wohl nicht, aber,“ fuhr er in herzlichem Tone fort, „falls Sie vor Ihrer Abreise noch einmal den Weg zu mir fänden, sagen wir am Dienstag- oder Mittwochnach- mittag, dann würden Sie mir eine aufrichtige Freude bereiten. Wollen Sie — —?“

Hanna Brentano nickte nur. Sprechen war ihr unmöglich. Sie kämpfte tapfer die aufsteigenden Tränen hinab. Weinen wie ein kleines Schul- mädchel durfte sie als angehende Ärztin nicht.

Der Professor hatte ihr zum Abschied die Hand gereicht. Eine feine, schmale Hand mit wohlgepfleg- ten, kurzgeschnittenen Nägeln.

„Also au revoir, Mademoiselle.“

Hanna Brentano war entlassen. — Im Vorraum wischte sie sich schnell, wie verstoßen, einige Tränen aus den Augen, setzte sich vor dem Spiegel ein kleines, weißes Strohhütchen mit taubenblauer Bandschleife auf das blonde Haar und verließ schnel- len Schrittes das Universitätsgebäude, nicht ohne gewohnheitsmäßig noch einen schnellen Blick auf das schwarze Brett geworfen zu haben. —

Nun war sie draußen im strahlenden Sonnen- schein des herrlichen Sommermorgens und schritt schnell die breite Treppe des monumentalen Palais de Rumine hinab, in dem die Lausanner Univer- sität untergebracht war.

An dem Gastandelaber vor dem Café Baudois standen wartend zwei Personen. Ein junges Mädchen, ihre Freundin Leonie Delers und ein junger Herr in elegantem grauen Sommeranzug, der Student der Chemie Juan de Souza Miranda.

Als Hanna Brentano in der offenen Thür erschien und mit dem rechten Arm grüßend winkte, kamen die beiden schnell über die Place de la Riponne, und der Herr hielt ihr, indem er seinen Strohhut lüftete, den freien rechten Arm entgegen, auf den sich Hanna stützte und leichtfüßig wie ein kleines Mädchen die letzten drei Stufen der Treppe herabsprang.

Buenos días Juan — —!“ rief sie, schon wieder lachend. „Como esta Usted —?“

„Muy obligado, Juanita“, antwortete de Souza Mirando ruhig und ernst. „Bueno, y Usted — —?“

„Vorzüglich“, antwortete sie, den Arm der Freundin ergreifend, in deutscher Sprache, während der Herr langsam an ihre linke Seite ging.

„Sie sagen das Bueno,“ fuhr sie mit einem Seitenblick auf das ernste Gesicht ihres Begleiters fort, „mit so jammervoller Miene, daß man eher das Gegenteil glauben muß. — Haben Sie schlecht geschlafen, Juan. — Hat Ihnen Madame Jeannille das Zimmer gekündigt oder ist Ihre filia hospitalis wieder einmal eifersüchtig auf mich. — Sie könnten wirklich auch etwas liebenswürdiger zu der armen Suzanne sein. — —“

Beide Mädchen brachen in ein unterdrücktes, doch lustiges Lachen aus.

„Spotten Sie nicht, Juanita,“ erwiderte de Souza Miranda in gutem Deutsch, „mir ist es gar nicht zum Lachen. Der bevorstehende nahe Abschied von Ihnen geht mir näher als ich dachte und wie mir lieb ist.“

„Wirklich?“ fragte Hanna Brentano und sah ihren Begleiter lächelnd von der Seite an.

Dieser antwortete nicht. Den Strohhut trug er unter dem linken Arm, nun zog er aus dem Arme-

ausschlag ein seidenes Taschentuch und fuhr sich damit über Stirne und Schläfen. —

Die drei waren langsam in die steil abfallende Rue Neuve eingeschwenkt und bogen durch die Rue Mauborget nach dem Grand Pont ein, der großen Brücke, die den Stadtteil St. Francois mit dem höher gelegenen St. Laurent, in welchem auch die Universität liegt, verbindet.

„Wann reisen Sie nun definitiv, Juana?“ fragte der Herr seine Begleiterin.

„Nicht vor Donnerstag. — Noch ganze fünf Tage bleibe ich in Lausanne. — —“

„Wie war der Abschied von Delacoste?“ fragte nun Fräulein Delers gespannt.

„Kurz und lieb“, antwortete Hanna Brentano. „Du kennst die herzliche, verbindliche Art unseres Professors. Den steifen Abschiedsbesuch hat er mir geschenkt, statt dessen besuche ich ihn am Dienstagnachmittag noch einmal ganz zwanglos. Er war reizend und nimmt auch an den Arbeiten meines Vaters großes Interesse. — Ubrigens, Juan, auch nach Ihnen hat er sich erkundigt. — —“

„So — —“, sagte der Angeredete gleichmütig. „Er kennt mich ja gar nicht persönlich. — —“

„Desto mehr habe ich ihm aber schon von Ihnen erzählt. — Natürlich nur das Allerbeste. Daß Sie so ein ernster Brummbar sind, weiß er nicht und ahnt er nicht. — — Nun lachen Sie endlich einmal, Juan. — Wenn Sie brav sind, dürfen Sie mich auch nach Hause, nach Duchy, begleiten. — — Einverstanden — —?“

Juan de Souza Miranda nickte schweigend und setzte seinen Hut wieder auf.

Am Ende des Grand Pont verabschiedete sich Leonie Delers von den beiden. Sie wohnte in der Rue du Bourg bei einer Verwandten. Leonie selbst stammte aus Solothurn und war trotz des welsch klingenden Namens mehr Deutschschweizerin als Französin, wenn sie dies auch selbst nie zugestehen



wollte. Beide Sprachen beherrschte sie gleichmäßig gut.

Hanna Brentano und ihr Begleiter gingen schweigend nebeneinander her.

„Wollen wir nicht lieber zu Fuß gehen?“ fragte de Souza Miranda, als Hanna Miene machte, rechts nach dem kleinen Bahnhof einzubiegen, wo die Drahtseilbahn nach Duchy abfuhr.

„Bueno,“ meinte diese, „aber unter der Bedingung, daß Sie endlich ein etwas freundlicheres Gesicht machen. Daß Sie für Ihre Jahre und Ihre spanisch-amerikanische Abkunft viel zu ernst sind, weiß ich, und gerade dieses Ernstes wegen haben Sie mir eigentlich stets so gut gefallen, aber heute dürfen Sie sich, Ihrer Freundin Juanita zuliebe, auch einmal etwas temperamentvoller und besonders etwas lustiger geben. Sagen Sie mir doch einmal etwas recht Liebes, Juan. — —“

„Danach steht mir wahrlich nicht der Sinn“, antwortete de Souza Miranda gequält. „Ich kann keine faden Komplimente machen, Ihnen schon gar nicht, und wenn ich daran denke, daß Sie in wenigen Tagen abreisen und dann die schönen Tage von Aranjuez für mich ein für allemal zu Ende sind, dann, liebe Juana, steht mir das Weinen näher als das Lachen.“

„Glauben Sie, mir fällt der Abschied von Lausanne und besonders von Ihnen so leicht?“ fragte Hanna sanft. „Aber ich fahre ja erst am Donnerstag. Noch ganze fünf Tage bleibe ich hier bei Ihnen. Und wenn ich auch in Frankfurt bin und Sie hier, damit soll doch nicht gesagt sein, daß unsere freundschaftlichen Beziehungen zu Ende sein müssen. Warum denn auch — —? Wir wollen uns regelmäßig schreiben, Juan. Sie erzählen mir von Lausanne, von dem herrlichen Genfer See, von Ihrer Arbeit; und ich von meinem Studium, von meinem Tun und Treiben in Frankfurt und dem Leben in der großen Stadt, die ich kaum kenne.“

Juan de Souza Miranda schüttelte abweisend den Kopf.

„Wenn Sie fort gehen, Juana, dann sind Sie für mich verloren. Ich fühle das zu genau, und die eifrigste Korrespondenz kann mir Ihre Gegenwart nicht ersetzen. — Nein, Juanita, ich kenne diese Art Korrespondenz zu genau. — Zuerst schreibt man sich regelmäßig und ausführlich, dann werden die Briefe seltener und kürzer, schließlich wird der Briefwechsel für Sie zu einer lästigen Pflicht und beschränkt sich auf Gratulationen zu den großen Festen und zu meinem Geburtstage, und eines schönen Tages flattert mir eine gedruckte Anzeige ins Haus: Als Verlobte empfehlen sich — Hanna Brentano und — Doktor — sagen wir mal — Meier oder vielleicht auch Lehmann. — —“

„Puh — —!“ machte Hanna und schüttelte sich lachend. „Was reden Sie für einen Unsinn, Juan. Ich denke gar nicht ans Heiraten, und einen Mann, der den prosaischen Namen Meier oder Lehmann trägt, nehme ich schon gar nicht. — Frau Hanna Meier? — Wie das klingt. — Juanita de Souza Miranda — —? Wie gefiele Ihnen das —?“

Lachend hängte sie sich bei ihrem Begleiter ein und sah ihn schelmisch von der Seite an.

Juan mußte nun, angesteckt durch die Lustigkeit Hannas, gegen seinen Willen auch lachen. „Juanita de Souza Miranda, — —“ wiederholte er dann leise, mehr für sich als für Hannas Ohren bestimmt.

„Sehen Sie, Juan,“ meinte diese heiter, „nun lachen Sie endlich. Der Gedanke, wir beide Mann und Frau, ist auch zu komisch. Nein —! Nein —! Juan —!“ rief sie aus, „so prosaisch soll unsere Freundschaft nicht zum Abschluß kommen, — ich will Ihre Freundin bleiben. Ihre beste und aufrichtigste Freundin, aber zur Ehe habe ich kein Talent, und gerade wir beide würden tolunglücklich zusammen werden.“

„Quien sabe —“, meinte der andere nur, schon wieder ernst.

Schnell ausschreitend, näherten sich die beiden ihrem Ziel, der durch eine ununterbrochene Reihe von Straßen und Häusern mit dem Zentrum Lausannes verbundenen Vorstadt Duchy, wo Hanna in der direkt am See gelegenen Pension, Mon Repos, wohnte.

„An der Junicolaire setze ich Sie ab, Juan“, sagte Hanna, „Sie kommen sonst zu spät zum Dejeuner. — —“

„Was liegt daran. — Ich will die letzten Tage, die Sie hier sind, noch so lange mit Ihnen zusammen sein, wie nur irgend möglich. Es ist auch noch früh am Tag und das Mittagessen läuft mir nicht davon. — —“

Auf einer Bank am Kai, die den Blick auf den dunkelblauen Lac Léman freiließ, nahmen sie beide schweigend Platz.

Juan de Souza Miranda hatte die Arme über der Brust verschränkt, und blickte ernst auf das Wasser hinaus, auf dem kleine Boote, deren weiße Segel in der Sonne blinkten, hin und her schaukelten. Hanna zeichnete mit dem Absatz ihres kleinen braunen Halbschuhes gedankenvoll Kreise in den Sand.

„Was machen Sie heute nachmittag?“ fragte Juan endlich.

„Nichts. Ausruhen“, erwiderte das Mädchen. „Um vier Uhr treffe ich mich mit Leonie in der Confiserie Old India, wie immer.“

„Und morgen, Sonntag?“

Hanna dachte einen Augenblick nach.

„Der ganze morgige Tag ist für Sie, Juan“, sagte sie dann entschieden. „Wie wäre es mit einem Ausflug nach Ebians-les-Bains oder nach Montreux. Ja, das machen wir“, rief sie lustig. „Wir fahren morgens mit dem Dampfer nach Ebians, essen dort zu Mittag und sind am Abend wieder zurück. — Wie gefällt Ihnen mein Vorschlag?“

Juan nickte leise. „Das wäre eine gute Idee —“, sagte er dann.

Hanna Brentano erhob sich von der Bank und trat dicht vor ihren Begleiter, der ruhig sitzenblieb.

„Also, es bleibt dabei, und nun, Juan“, sagte sie herzlich, indem sie, vor dem jungen Mann stehend, beide Hände auf seine Schultern legte. „Ich muß jetzt nach Hause. Machen Sie kein so trauriges Gesicht, caro amigo. Mir ist es auch gewiß nicht zum Lachen, aber ich tröste mich damit, daß der Abschied ganz bestimmt kein Abschied für das ganze Leben sein wird. — Wir wollen jetzt nicht mehr davon reden, und morgen nochmals so recht, recht lustig sein. — —“

Sie nahm den Strohhut von seinem Kopf und fuhr ihm leicht über das dicke, schwarze, glattgescheitelte Haar.

„Also ich erwarte Sie morgen früh. Und nun, Adios Juan. Asta mañana! — —“

Sie strich ihm noch einmal zärtlich über das Gesicht, dann nahm sie ihre Büchermappe auf, und schritt, leichtfüßig, ohne sich noch einmal umzudrehen, den Kai hinab, ihrer Wohnung zu.

De Souza Miranda blieb noch eine Weile schweigend auf der Bank sitzen, in tiefe Gedanken versunken. Dann drehte er sich mit leichten Fingern eine Zigarette und schlug langsam den Weg nach der Drahtseilbahn ein, die ihn nach Lausanne zurückbrachte. — —

## Zweites Kapitel.

Die Sonne stand schon hoch am Himmel, als Hanna am nächsten Morgen erwachte. Sie sprang auf die Füße, schlüpfte in ein weißes Matinee und zog die Vorhänge zurück.

Draußen dehnte sich der See, dessen tiefblauer Spiegel in der Morgensonne glitzerte. Am Horizont hoben sich leicht die Gipfel der schneebedeckten französischen Alpen im Nebel ab. Eine Schar grauer Möwen trieb ihr neckiges Spiel und umflatterte Hanna mit schrillumem Gekreisch, sobald diese am geöffneten Fenster erschien. Mit großer Virtuosität schnappten die flinken Vögel nach den Brobstücken, die das Mädchen unter die muntere Schar warf.

Unten zog majestätisch ein Dampfer vorüber und ließ einen langen weißen Streifen hinter sich. Die Passagiere winkten der lieblichen Mädchengestalt Grüße zu, und Hanna ließ ihr Taschentuch zum Gegengruß im Morgenwinde flattern, solange die Leute auf dem Schiffe noch erkennbar waren. — Dann schloß sie langsam das Fenster. —

Sie ließ sich leicht in einen Schaukelstuhl fallen und nahm einen Brief vom Tisch, den sie schon zu wiederholten Malen gelesen hatte und dessen knappen Inhalt sie fast auswendig kannte.

Der Vater verwöhnte sie mit Schreiben nicht, und wenn er schrieb, faßte er sich kurz. Trotzdem hing sie mit großer Verehrung an dem stillen, verschlossenen Gelehrten in Frankfurt am Main, den sie Vater nannte.

Ihren eigentlichen Vater, den Oberleutnant Karl Brentano, hatte sie nie gekannt. Er verunglückte tödlich bei einem Manöver, als die kleine Hanna drei und ihr Bruder Hartwig sieben Jahre alt war. Gerade als Hanna zur Schule kommen sollte, heiratete die Mutter zum zweiten Male, und zwar den damals schon fünfzigjährigen, bekannten Bakteriologen Dr. Seyler. Was die Mutter, deren Vermögensverhältnisse durchaus geregelte waren, veranlaßt hatte, ihr noch junges Leben an den alternden, etwas verbissenen und menschenscheuen Gelehrten zu hängen, hatte Hanna nie erfahren, übrigens mit ihren achtzehn Jahren sich auch noch nie die Mühe genommen, darüber ernsthaft nachzudenken. — Nach knapp einjähriger Ehe starb die Mutter an den Folgen einer Lungenentzündung.

Während der Bruder in einem norddeutschen Kadettenhause zum Offizier herangebildet wurde, besuchte Hanna ein Berliner Gymnasium, und als Seyler seinen Wohnsitz Charlottenburg mit Frankfurt am Main vertauschte, wurde das Mädchen erst nach Wevey in ein Pensionat und dann nach Lausanne auf die Universität geschickt. Nun war es der Wunsch des Vaters, der sie nach Deutschland zurückrief. In dem Briefe stand es deutlich schwarz auf weiß.

So ungern sie Lausanne auch verließ, so freute sie sich andererseits doch, den Vater wiederzusehen, an dem sie, trotzdem er sich persönlich nie viel um seine heranwachsende Tochter gekümmert hatte, mit großer Verehrung hing, die sicher auch in einem gewissen Maße in Stolz auf ihn begründet lag, da sich Dr. Seyler in medizinischen Kreisen eines großen Ansehens erfreute.

Auf welcher Hochschule ihr Vater eigentlich seine medizinischen Kenntnisse erworben hatte, wußte Hanna nicht einmal genau. Soviel war ihr nur bekannt, daß er in seinen jungen Jahren sich lange Zeit im Ausland, in Amerika aufgehalten hatte.

Er sollte sogar in Mexiko, unter Juarez, gegen den Kaiser Maximilian gekämpft haben. Als Kind hatte sie einmal eine martialische Photographie von ihm, in einer mit Goldschnüren überladenen Fantasieuniform, langem Schleppefabel und statt einer Mütze in einem breitrandigen Panamahut, in einem Kasten mit alten Familienbildern entdeckt. Aber von seiner Jugendzeit hatte der verschlossene Vater nie gern gesprochen, im Gegentheil, auf eine direkte diesbezügliche Anfrage seines Sohnes, der als angehender Offizier, auf seinen Vater, der mexikanischer Kapitän gewesen sein sollte, sehr stolz war, hatte er in seiner barschen Art und Weise so wenig Entgegenkommen gezeigt, daß Hartwig und Hanna ihn niemals mehr über diesen Punkt um Auskunft angingen. —

Hanna hatte sich langsam aus ihrem Sessel erhoben und mit ihrer Morgentoilette begonnen. Wenige Schritte von ihrer Pension entfernt lag die Badeanstalt, die um diese frühe Zeit noch nicht sehr frequentiert war. Diese suchte sie nun auf, um dann vor dem Frühstück ihren Vater von der Absicht, die Heimreise am Donnerstag vorzunehmen, in Kenntniß zu setzen. Den Brief brachte sie selbst zum Kasten, frühstückte, und nahm darauf auf einer Bank am See Platz, um dort die Ankunft ihres Freundes Juan zu erwarten.

Auf die ihr liebgewordenen täglichen Zusammenkünfte mit ihm mußte Hanna nun verzichten. Schade, Sie hatte sich so schön an ihren aufmerksamen Ritter Don Juan gewöhnt. — Der Abschied von ihr schien dem armen Kerl auch nahe zu gehen. — Warum auch nicht. Auch er sollte von nun an auf eine ihm liebgewordene Gewohnheit Verzicht leisten.

Eigentlich war sie ein wenig stolz darauf, daß der schöne, elegante, für seine Jahre eigentlich etwas zu ernste Südamerikaner sich fast ausschließlich mit ihrer Person beschäftigte. —

Die einheimischen Backfische und auch ältere Ge-

mester drehten sich auf der Straße um, wenn das Paar, das sie alle kannten, vorüberging.

Bewundernde, und mehr oder weniger sehnsüchtige Blicke galten dem schwarzhaarigen Mann, mit dem leicht gelbgefärbten Teint, der sie stolz ignorierte. Neidische, dem schlanken, blonden Mädchen, das sich der alleinigen Liebe des bildhübschen, stolzen Spaniers zu erfreuen schien. —

Liebe — — ? — Ein leichtes Lächeln huschte über Hannas Mund. War es wirklich Liebe — — ? Nein — ! Von Liebe war in der ganzen Zeit ihrer Bekanntschaft noch kein Wort gefallen. Die beiden jungen Menschen waren sich in inniger Freundschaft zugetan. — Nicht weniger und nicht mehr. — Kein Kuß. — Keine, wenn auch nur scherzhaft gemeinte Zärtlichkeit hatte sich der stolze Südamerikaner Hanna gegenüber jemals erlaubt. —

Juan Miguel de Souza Miranda besaß die argentinische Staatszugehörigkeit. Sein Vater, der in Buenos Aires wohnte, hatte in Fray Bentos (Uruguay) ein bedeutendes Etablissement stehen, das sich mit der Herstellung von Fleischkonserven befaßte, und einen Weltruf genoß. — Genaueres über die Familienverhältnisse ihres Freundes wußte Hanna eigentlich nicht. Er sprach nicht viel davon und sie war zu taktvoll, um sich nach Dingen zu erkundigen, die ihr nicht von selbst vertrauensvoll mitgeteilt wurden. Sie nahm ihren Freund Juan so, wie er war.

Der würdevolle Ernst, der mit seiner Jugend, er zählte noch nicht ganz neunundzwanzig Jahre, so seltsam kontrastierte, ließ ihn von seinen und ihren Kommilitonen außs vorteilhafteste abstechen.

Die studentischen Unsitten, den maßlosen Konsum von Alkohol und die kindischen Kaufereien, denn anders nannte er die regelmäßigen Mensuren nicht, verachtete er außs tiefste. Nie hatte ihn Hanna betrunken oder auch nur angeheitert gesehen. Seine Studentenzeit schien nur ernster Arbeit gewidmet, und ein Spaziergang in Gottes freier Natur nach



dem, zu einem reizenden Park 'geschaffenen Wald von Saubabelin; oder eine Segelbootfahrt auf dem herrlichen Lac Léman, bedeutete ihm weit mehr als der Besuch der Rneipe, die er nur gezwungen, wenn es sich gar nicht umgehen ließ, aufsuchte. —

Die Familie Juans mußte in vorzüglichen Vermögensverhältnissen leben. Der Wechsel, den er allmonatlich auf der Banque Fédéral einlieferte, lautete auf eine beträchtliche Summe, und das Studium der Chemie betrieb er eigentlich nur aus Liebhaberei, denn eines Broterwerbes schien er nicht zu bedürfen.

Die aufrichtige herzliche Freundschaft, die Hanna mit dem Argentinier verband, reichte bis auf den Anfang ihrer gemeinsamen Studienzeit in Lausanne zurück. Beide verstanden sich glänzend und ergänzten sich aufs beste.

Juan brachte seiner Freundin in kurzer Zeit soviel von der spanischen Sprache bei, daß die Unterhaltung auch von ihrer Seite ohne große Schwierigkeit im kastilischen Idiom geführt werden konnte, während er sich durch Hanna im Deutschen, welches er schon vorher leidlich beherrschte, so vervollkommnete, daß er, die für einen Romanen doch bekanntlich sehr schwerfaßliche deutsche Sprache, fließend und fast akzentfrei zu gebrauchen lernte.

Ihren Vornamen Johanna änderte er in die spanische Uebersetzung Juanita um, und nannte sie nie anders, hingegen wollte er nicht dulden, daß Hanna seine beiden Vornamen Juan Miguel in Johannes Michel germanisierte, wobei sie ihm lächelnd zustimmen mußte, daß seine Namen im Spanischen tatsächlich bedeutend besser klangen als im Deutschen.

Beide sahen sich täglich. Wer zuerst das Kolleg verließ, wartete auf den anderen. — In ganz Lausanne, auf der Rue du Bourg oder der Rue Haldimand, auf dem Grand Pont oder der Passage St. Francois, überall kannte man das Paar, und wie die Menschen nun einmal gewöhnt sind, von ihrem lieben Nächsten immer nur das Schlechteste

zu denken, so hätte man keinen Lausanner, und vor allem keine Lausannerin davon überzeugen können, daß die Beziehungen der beiden jungen Menschen die denkbar reinsten und harmlosesten waren, und wenn behauptet wird, daß eine rein platonische Freundschaft zwischen zwei jungen, gesunden Menschen verschiedenen Geschlechts ein Ding der Unmöglichkeit sei, so bewiesen diese eben, daß es keine Regel ohne Ausnahme gibt.

Nun sollte diese ideale Freundschaft durch die Abreise Hannas ein Ende finden. — —

Ein flüchtiger Schatten fiel plötzlich über die Bank, auf der Hanna in tiefe Gedanken versunken saß. Als sie sich umwenden wollte, wurde ihr der Kopf leicht festgehalten und zwei schmale Hände legten sich über ihre Augen.

Das goldene Kettenarmband an der Hand, die ihr rechtes Auge bedeckte, hatte Hanna die Person leicht erraten lassen. Mit sanfter Gewalt befreite sie sich von der Umflammerung und sah lachend in das Gesicht Juans, der in einem dunkelblauen Rock und weißen Flanellhosen hinter ihr stand, und nun einen Strauß roter Nelken, die er neben Hanna auf die Bank gelegt hatte, auf ihren Schoß legte.

„Ach wie schön“, sagte das Mädchen, die Blumen aufnehmend, und schüttelte ihrem Freund herzlich die Hand. „Lassen Sie sich anschauen, Juan. — Sehen Sie, — heute gefallen Sie mir wieder so gut, wie immer. — Die Unmutsfalten von gestern sind glücklicherweise heute aus Ihrem Gesicht verschwunden. — Sie scheinen gut geschlafen zu haben, Juanito — —“

„Auch das, Juana, — aber erst, nachdem ich mich vorher zu einem großen Entschluß durchgerungen hatte. —“

Hanna wurde neugierig und sah den Argentinier fragend an.

„Pacienza“, sagte dieser. „Ich beichte Ihnen später“, und in der Absicht, alle weiteren Fragen abzuschneiden, zog er seine Uhr und sagte, auf den

See hinausblickend: „Wollen wir nicht hinab zur Débarcadère — —? Das Schiff ist schon zu sehen.“

Richtig. — Aus der Richtung vom Morgen her, noch klein, aber schon deutlich erkennbar, steuerte der erwartete Dampfer auf Duchen zu.

Hanna ergriff die Blumen, sprang leichtfüßig ins Haus und kam bald darauf mit ihrem Strohhut, den sie über den rechten Arm gehängt hatte, zurück. — Die Nelken Juans steckten an ihrem Gürtel und bildeten den einzigen Schmuck auf dem sommerlich hellen und leichten Kleid.

„Vamos nos companero“, sagte Hanna lustig und hängte sich bei ihrem Begleiter ein, dann gingen beide die Allee hinab, nach der Débarcadère, wo die Dampfer nach Thonons- und Evians-les-Bains anlegten.

Auf dem Kai erregte das Paar unter den vielen sonntäglich geputzten Menschen, die gleichfalls das Schiff erwarteten, die Aufmerksamkeit, die ihnen nichts Neues war.

In Französisch, Englisch und Deutsch schwirrte es um sie herum. — Blumen- und Ansichtskartenverkäufer boten ihre Waren an. Ein kleiner Junge rief mit schriller Stimme: „La Tribune de Genève, La Suisse, La Gazette de Lausanne.“ Ein anderer, mit der gleichen Kraft seiner Lungen: „Le Matin, Le Journal, Excelsior.“ —

Juan hatte zwei Fahrkarten nach Evians-les-Bains gelöst. — Inzwischen kam der Dampfer „General Dufour“ heran. Als die Landungsbrücke ausgeworfen wurde, entstand ein fast lebensgefährliches Gedränge, denn jeder wollte zuerst die Planken des Schiffes betreten.

Juan und seine Begleiterin hatten keine Veranlassung, sich vorzudrängen. Sie befanden sich unter den letzten, die über die Laufbrücke schritten. Kurz darauf wurden die Seile gelöst, die das Dampfschiff an die Prellbock der Kaiwand festhielten. — Ein kurzes Kommando, ein Zittern des Schiffskörpers und schon griffen die Schaufeln der beiden

großen Räder ins Wasser und peitschten den weißen Schaum in großen Wellen auf. —

Hanna stieg mit ihrem Begleiter die Treppe zum oberen Deck hinauf, dort ließen sich beide auf zwei niedrigen Bordstühlen nieder, und sahen nach der Rüste, die langsam hinter dem vorwärtstrebenden Schiff zurückblieb.

„Abios Lausanne — —!“ rief Hanna übermütig und winkte mit dem Taschentuch dem kleinen Schreier auf dem Kai zu, der immer noch „Le Matin, Le Journal, und Excelsior“ anpries.

Juan hatte sich mit seinem Luntenfeuerzeug eine Zigarette angezündet und sah träumerisch den blauen Rauchwölkchen nach, die zuerst langsam senkrecht in die Höhe stiegen, und dann von dem scharfen Luftzug, den das vorwärtstampfende Schiff verursachte, erfaßt und in alle Winde zerrissen wurden.

Hanna hatte die Beine übereinandergeschlagen und sah, die Hände leicht über den Knien verschränkt, ihren Begleiter wortlos von der Seite an. — Juan lächelte.

„Sie sind neugierig, wie alle Frauen, Juana“, sagte er. „Ich will Sie auch nicht auf die Folter spannen. — — Also am Donnerstag reisen Sie. — Das ist definitiv —?“

„Definitiv!“ wiederholte Hanna.

„Dann reise ich mit Ihnen“, sagte der Argentinier ruhig.

In des Mädchens Zügen malte sich eine lebhafte Überraschung.

„Mein Entschluß scheint Sie nicht allzusehr zu erfreuen —?“ sagte nun Juan leise, fast ein wenig enttäuscht.

„Über Juan — —!“ rief Hanna aus, „ich möchte Ihnen vor Freude am liebsten um den Hals fallen. — —“

„Lieber nicht —“, lächelte der Argentinier. „Denken Sie an die Aufregung, die Ihr Freudeausbruch hier hervorrufen würde. — Die Hauptsache

für mich ist, daß Ihnen mein Entschluß nicht allzu unangenehm kommt. — —“

„Ich freue mich maßlos; — — Sie wollen also Ihre Ferien in Frankfurt verbringen — —?“

„Vielleicht bleibe ich auch noch länger dort, möglicherweise für dauernd, — das hängt ganz von Ihnen ab. — —“

„Von mir — —?“ fragte Hanna erstaunt.

„Ja, von Ihnen —“, antwortete Juan ernst mit Betonung. „Sehen Sie, Juanita,“ fuhr er schnell fort, um dem Mädchen jede weitere Frage abzuschneiden, „ich kenne nur die deutsche Schweiz, aber Deutschland selbst noch gar nicht. — Den Rhein möchte ich für mein Leben gern sehen, und die Umgebung von Frankfurt; der Taunus, Homburg und Wiesbaden sollen ja herrlich sein. — Außerdem ist das Semester hier zu Ende, und ob ich meine ferneren Studien in Lausanne oder einer deutschen Hochschule betreibe, ist ganz gleichgültig. — —“

„Es wäre zu schön,“ meinte Hanna, „wenn wir auch noch fernerhin zusammenbleiben könnten.“

„Es ist bei mir bereits entschieden,“ sagte Juan, „ich fahre am Donnerstag mit Ihnen. —“

„Werden Ihre Eltern aber Ihren Entschluß auch billigen —?“ fragte Hanna, eigentlich nur, um etwas zu sagen, die unerwartete Eröffnung Juans hatte sie, so sehr sie sich freute, doch etwas überrascht. —

Ein plötzlicher Schatten zuckte über des Argentiniers bisher so heiteren Züge. „Meine Mutter,“ sagte er sinnend, „ja, meine Mutter, sie wird überrascht sein, vielleicht sogar unangenehm überrascht. Ihre Sympathien für alles, was Deutsch ist, sind nicht groß. — Au contraire. — Aber, que importa — was tut's“, fuhr er in einem so leichten Tone fort, wie ihn Hanna an ihrem ersten Freund gar nicht gewöhnt war. — „Sie muß sich fügen und wird sich fügen. — Ich habe meine Zelte hinter mir abgebrochen. — Meine Wohnung ist gekündigt. — Meine Koffer werden morgen gepackt und durch einen Expedi-

teur nach Frankfurt dirigiert. — Es bleibt bei meinem Entschluß. — Ich reise am Donnerstag mit Ihnen. —“

„Und Ihre Schlangen —?“ fragte Hanna. Die schenken Sie wohl Ihrer Wirtin Madame Jean- nille — —?“

„Valga me dios — —!“ rief Juan lachend aus. Das fehlte noch. Seit sie weiß, daß gerade die Elaps corallinus, deren Farbenpracht ihr so gut gefiel, mit das giftigste Reptil ist, das in den amerikani- schen Wäldern haust, schlägt sie immer erst drei Kreuze, bevor sie mein Arbeitszimmer betritt, und ihrer Suzanne hat sie bei Todesstrafe verboten, beim Reinigen des Zimmers meinem Arbeitstisch auch nur nahe zukommen. — Ich kann Krafft-Ebing's „Psychopathia sexualis“ oder Forell's „Sexuelle Fra- ge“ vierzehn Tage lang, ruhig frei auf meinem Tisch liegenlassen; die kleine, neugierige Suzanne wird die Bücher nicht berühren, solange sie weiß, daß die Schlangen auf dem gleichen Tische stehen. —“

„Wenn ich offen sein will, Juan, der Unblich der Giftschlangen ruft bei mir auch immer ein mit Furcht und Abscheu gemischtes Grausen her- vor. — —“

„Sehr zu Unrecht. Zur Serumbereitung sind Gift- schlangen unerläßlich, und wenn sie, wie bei mir, unter sicherem Verschuß stehen, sind sie auch harm- los. Allerdings möchte ich im brasilianischen Ur- wald keiner Jararaca- oder Labariaschlange allein gegenüberstehen, denn ein Biß dieser höchst gefähr- lichen Grubenottern bedeutet den sicheren Tod. —“

Hanna schüttelte sich leicht. „Vor Ihrer Abreise werfen Sie die Ottern in den See, Juan. — Nicht wahr. Ich fürchte mich auch vor ihnen.“

„Das wäre zwecklos amiga mia, denn die Schlan- gen schwimmen gut, außerdem benötige ich sie zu meinen Versuchen und muß sie mitnehmen. Aber haben Sie keine Bange, die Reptilien werden wäh- rend und nach der Reise so gut verwahrt, daß nichts passieren kann. — —“

Ein Schiffstellner ging gerade mit einem Tablett, auf dem sich mehrere Weinflaschen befanden, vorüber. „Wie wäre es, Juana,“ meinte der Argentinier, „wenn wir meinen Entschluß, Sie ins ‚Ausland‘ zu begleiten, mit einer besonders guten Flasche feiern würden — —?“

„Nicht hier“, antwortete Hanna. „Sehen Sie, dort liegt schon Evians deutlich vor uns und in wenigen Minuten sind wir im Hafen.“

„Sie haben recht, wie immer“, antwortete Juan. „Gehen wir hinunter.“

Beide griffen nach ihren Hüten und stiegen langsam Arm in Arm die Treppe hinab. Ein großer Teil der Passagiere stand an der Reeling des Schiffes, von wo aus man einen prächtigen Anblick auf den kleinen, starkfrequentierten französischen Badeort genoß, dessen schattige Platanenallee sich über einen Kilometer weit am Strande des Sees entlang zog.

Jetzt fuhr der Dampfer schaumwerfend in den Hafen ein und schleuderte mächtige Wellen von sich, welche sich an den Mauern des Kais brachen und die dort verankerten zahlreichen Ruder- und Segelboote auf und nieder tanzen ließen.

Ein betäubendes Stimmengewirr empfing Juan und Hanna beim Betreten des Landeplatzes. Bootleute priesen mit französischer Lebhaftigkeit ihre Segel- und Ruderboote an. Die Angestellten der verschiedenen Hotels empfahlen ihre Häuser: „Hotel Royal, Beau-Rivage, Splendid, Grand Hotel d'Evians“, schwirrte es um die Ankommenden herum. — —

Juan und Hanna, die Evians beide gut kannten, stiegen gar nicht erst die steile Straße, die in die Stadt führte, hinauf, sondern bogen gleich rechts in die schattige Platanenallee ein, die sich über eine Viertelstunde lang am Seeufer entlang hinzog.

„Was sollen wir jetzt schon in der Stadt“, meinte Juan. „Für Evians ist es nämlich noch reichlich früh. — Vergessen Sie nicht, kleine Juanita, daß

wir nach französischer Zeit, die hier maßgebend ist, erst dreiviertel neun Uhr haben. —“

Hanna lächelte. An die Tatsache, daß das südliche savoyische Ufer des Genfer Sees, das politisch zu Frankreich gehörte, eine volle Stunde gegen die Schweizer Zeit zurück war, konnte sie sich nie gewöhnen. — Zum Schrecken ihrer Wirtin in Duchy mußte sie vor einigen Monaten einmal in Thonon-les-Bains übernachten, weil sie vergessen hatte, ihre Uhr umzustellen, und daher das letzte Schiff verjäumte, das pünktlich, aber nach Schweizer Zeit nach Duchy—Lausanne abfuhr.

Da es nach dem Spaziergang am See entlang noch zu früh war, das Mittagessen einzunehmen, beschloßen Juan und Hanna, eine längere Segelbootfahrt auf dem Lac Léman zu unternehmen.

An der Débarcadère lagen die Boote verankert, die mit kleinen Flaggen in allen möglichen Landesfarben dekoriert waren.

Neben der französischen Tricolore, waren das amerikanische Sternenbanner und der englische Union Jack am meisten vertreten. Das deutsche Schwarz-Weiß-Rot suchte Hanna vergebens. Die beiden bestiegen nach kurzer Unterhandlung mit dem Führer ein kleines Boot mit lateinischen (dreieckigen) Segeln, das die gelb-rot-gelben Streifen Spaniens trug, und kehrten von ihrer Tour erst gegen zwölf Uhr zurück, um dann im Savoyhotel das Mittagessen einzunehmen.

Der ungewohnte schwere, wie Öl aus der Flasche fließende Chabliz, den Juan zum Abschied, wie er sagte, auffahren ließ, verbunden mit der Sommerhize, und der Arbeit, sich durch ein französisches Dejeuner von sieben Gängen hindurchzuessen, hatten Hanna schläfrig gemacht, und während sie sich auf einem Liegestuhl im schattigen Hotelpark für kurze Zeit niederlegte, ging Juan in die Stadt hinauf. Als er, beladen mit einer großen Bonbonniere, nach Verlauf einer halben Stunde zurückkehrte, war Hanna sanft eingeschlafen.



Um die Ruhe des Mädchens nicht zu stören, nahm Juan schweigend neben ihm Platz und bewunderte diskret die leicht hingegossene Elfengestalt seiner geliebten Freundin. —

Ihre Brust hob und senkte sich leise, unter dem dünnen weißen Mullkleid, das ihre zarten Glieder kaum verhüllte und als einzigen Schmuck die roten Nelken im Gürtel aufwies. Der ziemlich kurze Rock ließ einen Teil des zart und feingeformten Beines frei, dessen kleine Füße in weißen, wildledernen Halbschuhen mit dunkelbraunen Absätzen steckten.

Eine kleine, widerspenstige Strähne des lockigen Haares, das wie flüssiges Gold in der Sonne schimmerte, hatte sich gelöst und war neckig auf die Stirn herabgesunken. Das schmale, feine Gesicht mit dem halbgeöffneten Mund, der einen Teil der regelmäßigen kleinen Zähne sehen ließ, war im Schlaf mit einem zarten Infarnat wie übergossen.

Einem unwiderstehlichen Drange folgend, ergriff Juan die am Stuhl herabgesunkene Hand des Mädchens und drückte einen langen innigen Kuß darauf.

Hannas Gestalt zuckte unter der Berührung Juans leicht zusammen. Mit ihrer linken Hand fuhr sie über das Gesicht und strich sich die Locke aus der Stirn. Dann schug sie die großen blauen Augen weit auf und sah Juan etwas erstaunt und verwirrt an.

„Ich habe fest geschlafen — —“, sagte sie, und wollte sich erheben. „Fast schäme ich mich. — —“

Juan drückte sie sanft in den Stuhl zurück.

„Bleiben Sie doch, kleine Juanita — —“, sagte er leise und innig. „Nehmen Sie das Bild der ruhenden „Fé printanière“ nicht brüst von mir. — Stundenlang könnte ich so neben Ihnen sitzen und Sie nur schweigend bewundern. — Sie sind so schön — —“

„Nein, nein“, sagte Hanna, leicht errötend, und stand auf. „Ich habe lange genug, viel zu lange geschlafen. — —“

„Bleiben Sie doch, liebe kleine Juana“, sagte

der Argentinier bittend. „Wir sind ganz allein im Park. — — Ich will auch keinen Menschen sehen, nur Sie allein, Juana. — — Ich fühle mich heute so glücklich, — so grenzenlos glücklich. — —“

Verwirrt stand Hanna diesem spontanen Gefühlsausbruch ihres sonst so reservierten Freundes gegenüber.

„Zürnen Sie mir nicht, Juanita — —,“ fuhr dieser flehend fort, die Hand des Mädchens ergreifend, „aber ich habe Sie so lieb, Juanita, so furchtbar lieb. — —“

Er war dicht neben Hanna getreten und zog sie sanft an sich. Durch die dünne Bluse fühlte er den warmen, weichen, gertenschlanken Mädchenkörper, der unter seiner Berührung leise erbehte. — Hannas Kopf war sanft auf Juans Schulter gesunken. Sie wußte, was kam, was endlich einmal kommen mußte. — — „Ich habe dich so lieb, Juanita“, wiederholte er leise. Die Nellen an ihrem Gürtel strömten einen betäubenden Duft aus, sie fühlte den Herzschlag Juans an ihrer Brust und schloß langsam die Augen. — —

„Juana, cara divina Juanita. — — Yo te adoro — —“, hörte sie Juan stammeln; — dann fühlte sie ihren Kopf zurückgebogen, — zwei warme Lippen suchten ihren Mund, den sie willig bot, und in dem ersten Liebeskuß, den sie empfing, versank alles um sie her. — —

### Drittes Kapitel.

Es war am Dienstag vormittag in der Pension Mon Repos in Duchy. Im Zimmer Hannas herrschte eine chaotische Unordnung. Schränke und Behälter waren geöffnet, — Schubladen herausgezogen, und deren Inhalt auf dem Bett, den Tischen und dem Fußboden verteilt. Hanna war damit beschäftigt, ihre Effekten in zwei große Rohrplattenkoffer zum Umzug nach Frankfurt zu verpacken. — Juan de Souza Miranda stand in Hemdsärmeln am Fenster und bemühte sich, eine große Anzahl Bücher in einer stabilen Holzkiste, die mit eisernen Bändern versehen war, zu verstauen. —

„Jetzt noch die Blusen hier in den Einsatz,“ sagte Hanna, „dann gönnen wir uns eine Pause, Juan, und trinken Kaffee.“

„Wie Euer Gnaden befehlen“, meinte dieser und zog sein Zigarettenetui. „Willst du eine Paphros, Juanita?“

„Danke, nein,“ sagte Hanna, „wenn ich rauche, kann ich nicht arbeiten. — —“

„Und ich kann nicht arbeiten, ohne zu rauchen. — Ich bin übrigens fertig. Die Wissenschaft ist untergebracht. — —“

„Dann setze dich brav aufs Sofa, zünde dir eine Zigarette an und erzähle mir etwas. — Ich bin auch gleich mit meiner Päckerei zu Ende. — —“

„Ich freue mich auf Donnerstag“, sagte Juan, indem er sich bequem in eine Sofaecke legte und die Beine übereinanderschlug.

„Das hast du mir nun schon so häufig versichert,“ lachte Hanna, „daß ich es wirklich bald glaube. —“

„Laß doch das ewige Paßen, Juanita, und setz dich einen Moment zu mir.“

Hanna nickte, dann legte sie schweigend die letzte Seidenbluse in den geöffneten Koffer und setzte sich neben Juan auf das Sofa.

„So ist's nett, adorada“, meinte dieser, seinen Arm zärtlich um Hannas Taille legend. — „Ich freue mich nicht nur, die weite Reise in deiner Gesellschaft machen zu können, sondern bin ganz besonders glücklich, gerade schon am Samstag in Frankfurt sein zu können.“

„Ich kann mir's denken. Wegen des Internationalen medizinisch anthropologischen Kongresses —?“ nickte Hanna.

„Jawohl, wegen des Kongresses. — Fast alle Länder sind vertreten. Bertillon für Frankreich, Lachman und Reiß für Deutschland, Johnston für England, Waelti für die Schweiz und Brandt-Jørgensen für Dänemark. Sogar Felipe Sarmiento aus meiner Heimat wird erscheinen. Ich kenne ihn persönlich und freue mich, ihn wiedersehen zu können.“

„Ja, ich bin über den Kongreß auch ein wenig orientiert“, meinte Hanna. „Mein Vater bringt der Sache großes Interesse entgegen. Er hoffte sogar stets, bis zum Kongreß sein Serum, von dem ich dir schon erzählt habe, fertigstellen zu können. Hoffentlich gelingt es ihm. — Sein Assistent Dr. Destandi und er selbst haben sich in den letzten Wochen keine freie Minute gegönnt, und sogar teilweise Nächte lang über ihren Experimenten gefesselt.“

„Bevor der Argentinier noch etwas antworten konnte, klopfte es. Hanna befreite sich sanft aus den Armen des Mannes, der schnell in seinen Rock fuhr, dann rief sie: „Entrez.“

Ein Depeschenjunge erschien auf der Schwelle.

„Une télégramme pour Mademoiselle Brentano —?“

„C'est moi — —“ sagte Hanna, nahm gespannt den Umschlag entgegen und brach ihn schnell auf.

Ein düsterer Schatten prägte sich beim Lesen in ihren heiteren Zügen aus.

„Doch keine Unglücksbotschaft?“ fragte de Souza Miranda beunruhigt.

„Hoffentlich nicht“, antwortete Hanna und fuhr sich mit der Hand über die Stirne. Dann reichte sie dem Argentinier das Telegramm zur Kenntnisaufnahme über den Tisch.

Dieser übersflog die wenigen Worte:

„Donnerstag noch nicht abreisen. Eilbrief unterwegs. Vater“, las er laut. — „Caramba —! Was mag das bedeuten —?“

„Ich weiß nicht“, sagte Hanna leise, die ganz blaß geworden war. Juan hatte sich schnell wieder gefaßt.

„Es ist wohl kaum anzunehmen, daß sich etwas Unangenehmes bei dir zu Hause ereignet haben soll. Daß es sich außerdem auch nur um einen Aufschub deiner Reise und um kein Aufheben handelt, beweist das Wörtchen ‚noch‘.“ Dann nahm er den Umschlag noch einmal in die Hand und sah nach dem Datum.

„Das Telegramm ist heute vormittag um 8 Uhr 15 in Frankfurt aufgegeben. Demnach wird der Eilbrief morgen vormittag hier sein. Also Kopf hoch und abwarten.“

Trotz der offensichtlichen Anstrengungen Juans, Hanna zu beruhigen, wollte bei ihr doch den ganzen Tag keine richtige heitere Stimmung aufkommen, bis glücklicherweise am folgenden Morgen der erwartete Eilbrief ankam, der tatsächlich die erhoffte Entspannung und Beruhigung brachte.

Da nach Juans Berechnung der Brief mit der ersten Morgenpost einlaufen mußte, fuhr er schon um 1/2 9 Uhr nach Duchy, wo er zu seiner angenehmen Überraschung Hanna mit heiteren Mienen antraf.

Sie bot ihm den Mund zum Kusse und reichte ihm dann wortlos den so sehnlich erwarteten Brief. Juan übersflog schnell die wenigen, flüchtig geschriebenen Zeilen.

„Liebe Tochter!“ las er. „Ich habe Dich gestern

telegraphisch benachrichtigt, Deine Abreise aufzuschieben und möchte Dich hiermit bitten, nicht vor Montag der kommenden Woche nach Frankfurt zu fahren. — Wie Du weißt, arbeite ich mit Hochdruck an der Fertigstellung eines neuen Serums, von dem ich mir die größten Erfolge verspreche, und ich hoffe, es zu dem Kongreß, der am Samstag hier tagt, fertigstellen zu können. Deine Anwesenheit in Frankfurt würde mir in diesen Tagen nur hindernd sein, außerdem habe ich Dein Zimmer einem Kollegen, Herrn Dr. Bertolinescu aus Bukarest, den ich seit langen Jahren kenne, und der anlässlich des Kongresses bis Montag h'erbl'iben muß, abgetreten. Ich bitte Dich daher, erst am Montag von Lausanne abzureisen und in Basel zu übernachten. Mein Assistent, der an diesem Tage in Mülhausen zu tun hat, wird Dir bis Basel entgegenfahren und die Reise bis Frankfurt in Deiner Gesellschaft zurücklegen. Frage in Basel im Hotel Jura (am Bundesbahnhof) nach Herrn Dr. Ibrahim Denkandi-Benvenisti und fahre Dienstagvormittag mit dem Schnellzug nach Frankfurt. — Bis auf Wiedersehen küßt Dich Dein Vater.“

„Gott sei Dank!“ sagte Juan aufatmend und gab Hanna den Brief zurück. „Mir fällt ein Stein vom Herzen. Trotzdem ich dich gestern mit allen Mitteln zu beruhigen suchte, war ich selbst von der Wahrheit dessen, was ich dir erzählte, ganz und gar nicht überzeugt. Ich befürchtete ein Unglück und habe die Nacht nicht viel geschlafen. Das kannst du mir glauben, Juanita.“

Hanna hatte den Brief inzwischen in ihrer Mappe verschlossen.

„Armer Juan“, sagte sie, dem Argentinier über die Wangen streichend. „Nun hat sich ja die Sache glücklicherweise in Wohlgefallen aufgelöst. Einige Tage früher oder später zu Hause ist mir ziemlich gleichgültig. Bedauerlich ist nur, daß wir nun auf die Rückreise à deux, auf die wir uns beide so sehr gefreut haben, verzichten müssen.“

„Wieso verzichten?“ fragte Juan überrascht. „Ich reise natürlich am Montag mit dir.“

„Und den Frankfurter Kongreß?“ fragte Hanna. „Willst du den im Stiche lassen?“

Juan machte eine abwehrende Handbewegung.

„Nein, caro amigo,“ fuhr Hanna ruhig fort, „du setzt dich morgen in den Schnellzug und fährst nach Frankfurt.“

Juan schüttelte den Kopf. „Ich bleibe hier“, sagte er. „Der ganze Kongreß kann mir gestohlen werden, wenn du nicht bei mir bist.“

„Das ist Unsinn, Juan“, sagte Hanna entschieden.

„Sieh her, caro Juanito,“ fuhr sie bittend fort, indem sie sich zu ihm auf das Sofa setzte und beide Arme schmeichelnd um seinen Hals legte, „auf die Teilnahme an dem Kongreß sollst du und darfst du nicht verzichten. Auch deinen Landsmann wirst du in Frankfurt begrüßen. Ich finde meinen Weg am Montag auch allein, außerdem hast du ja selbst gelesen, daß mir mein Papa ab Basel einen Reifemarschall zur Verfügung stellt. Ich will gar nicht, daß mein Vater etwas von unseren Beziehungen erfährt, bevor ich mit ihm gesprochen habe. — Du kennst meinen alten Herrn nicht. Er ist sehr eigen, und vor dem braven Denkandi in deiner Gegenwart Komödie spielen, will ich nicht und kann ich nicht. Nein, Juanita. Es bleibt dabei. Du tust mir den Gefallen und reist morgen allein. Was will die Trennung von wenigen Tagen bedeuten, wenn wir dann für lange, lange Zeit zusammen sein können.“

„Bueno,“ sagte Juan schon halb überzeugt, „wann sehe ich dich dann in Frankfurt?“

„Mein erster Gang, Juanito, ist zu dir“, sagte Hanna bestimmt. „Und nun nimm deinen Hut. Wir wollen noch vor dem Mittagessen einen Spaziergang den See entlang unternehmen und heute abend gehst du noch einmal mit mir in den Kurssaal. Willst du?“

Bei diesen Worten hüpfte sie, ohne eine Antwort abzuwarten, leichtfüßig auf seinen Schoß und küßte ihn lange und innig auf den Mund.

## Viertes Kapitel.

Am Donnerstagsvormittag reiste Juan de Souza Miranda ab. Hanna hatte ihm bis zum Bahnhof das Geleite gegeben und versprach ihm nochmals, ihn sofort nach ihrer Ankunft in Frankfurt aufzusuchen.

Die folgenden Tage benützte sie, um ihre Abschiedsbesuche zu machen. Bei Delacoste und den übrigen Professoren, bei ihrer Freundin Delers und einigen anderen guten Bekannten. Inzwischen kam auch der Tag ihrer Abreise heran. Alle Formalitäten, auch die Abmeldung bei den verschiedenen Behörden, waren erledigt. Am Samstagabend erhielt sie einen Brief von Juan, der den Tag vorher in Frankfurt aufgegeben war. Seine Ankunft hatte er ihr bereits telegraphisch mitgeteilt.

Er hatte sich in einer vornehmen Pension im Westendviertel einlogiert und war von der Reinlichkeit, der modernen Bauart und dem eleganten und starken Straßenverkehr der ersten deutschen Großstadt, die er kennenernte, aufs angenehmste überrascht.

Auch die Altstadt von Frankfurt, wo jedes Haus ein Stück mittelalterliche Geschichte verkörperte, den Römer, wo die deutschen Kaiser gekrönt wurden, den Saalhof, den Rebstock und Goethes Geburtshaus hatte er aufgesucht und freute sich aufrichtig auf den internationalen medizinischen Kongreß, der am Samstag stattfinden sollte. Seine Sehnsucht nach Hanna sei unbeschreiblich, und er erwartete sie noch



am Dienstagnachmittag in seiner Pension. Er bliebe den ganzen Tag zu Hause.

Am Montagvormittag trat Hanna die Heimreise an. Leonie Delers brachte sie zur Bahn. Der Schnellzug führte sie über Freiburg, Bern nach Basel, wo sie am Spätnachmittag ankam. Sie ließ ihr Gepäck am Bahnhof und machte einen Rundgang durch die Schweizer Grenzstadt. Basel hat noch nie viel geboten, und auch auf Hanna machte der Ort einen toten, langweiligen Eindruck. Gegen 7 Uhr suchte sie, getreu der Instruktion, die sie von ihrem Vater bekommen hatte, das Hotel Jura, gegenüber dem Bundesbahnhof auf.

Als sie beim Portier ein Zimmer bestellte und ihren Namen nannte, erhob sich aus einem der Stühle im Vestibül ein kleiner, schwarzer Herr im Gehrock, der mit einer Zeitung dortgesehen hatte. Er verbeugte sich höflich vor Hanna.

„Ich habe wohl die Ehre mit Fräulein Brentano aus Lausanne?“ fragte er in reinstem Deutsch. „Gestatten Sie, daß ich mich Ihnen vorstelle, Doktor Denkandi-Benvenisti. Auf Wunsch Ihres Vaters habe ich Sie hier erwartet.“

Hanna sah in ein glattrasiertes, jugendliches Gesicht mit stark semitischen, doch nicht unschönen Zügen. Die klugen, dunklen Augen waren durch eine Brille mit runden, dicken, konkaven Gläsern geschützt.

„Seien Sie mir herzlich willkommen, Herr Doktor“, sagte Hanna freundlich und reichte dem Assistenten ihres Vaters die Hand. „Haben Sie schon lange auf mich gewartet?“

„Seit fünf Uhr, gnädiges Fräulein“, antwortete der Türke. Er hatte eine weiche, sympathische Stimme. „Nachdem Sie mit dem Einuhrzug nicht angekommen sind,“ fuhr er fort, „mußte ich annehmen, daß Sie den Schnellzug benutzen würden, der gegen fünf Uhr hier eintrifft.“

„Ihre Rechnung stimmt, Herr Doktor. Ich kam um fünf Uhr an und habe nur einen Spaziergang durch die Stadt gemacht. Wie geht es Papa?“

Denkandi hatte Hanna nach dem Lesezimmer geleitet, wo beide Platz nahmen.

„Soweit ganz gut, gnädiges Fräulein. Er ist etwas abgespannt, was leicht begreiflich ist, denn in den letzten Wochen hat er sich Tag und Nacht keine Ruhe gegönnt, um das Serum noch bis zu dem Kongreß fertigzustellen.“

„Und ist ihm sein Vorhaben gelungen?“ fragte Hanna gespannt.

Ein düsterer Schatten flog über des Türken Gesicht.

„Leider nein“, erwiderte er traurig. „Die Sache war trotz anstrengendster Tätigkeit noch nicht soweit gediehen, daß sie als abgeschlossenes Ganzes durchgeführt werden konnte.“

„Armer Papa“, jagte Hanna. „Er hat so große Hoffnungen darauf gesetzt.“

Der Türke spielte nachdenklich mit seiner Uhrkette. „Ja, ja“, sagte er. „Die Enttäuschung hat Ihrem Herrn Vater auch einen großen Stoß versetzt. Meine Bemühungen, ihn zu trösten und zu beruhigen, haben nicht viel zu bezwecken vermocht. Ich hoffe, daß Ihre Anwesenheit ihn im günstigen Sinne beeinflusst.“

„Hoffentlich wird mein armer Vater nicht krank?“ fragte Hanna beunruhigt.

„Nein, nein, gnädiges Fräulein,“ rief Denkandi schnell aus, „hierzu liegt nicht die geringste Befürchtung vor. Herr Doktor Seyler hat trotz seines Alters eine vorzügliche Konstitution, lediglich seine psychische Verfassung gefällt mir nicht, wie ich Ihnen ganz offen zugestehen muß, und als Arzt erhoffe ich viel von Ihrer Anwesenheit, die sicherlich eine günstige Einwirkung auf ihn auslöst.“

„Herr Doktor,“ sagte Hanna ernst, „Sie verheimlichen mir etwas. Vergessen Sie nicht, daß ich erstens Ihre Kollegin und zweitens auch kein Kind mehr bin. Reden Sie offen. Meinem Vater ist doch, Gott behüte, nichts zugestoßen?“

„Befürchten Sie nichts, gnädiges Fräulein“, sagte der Türke ruhig. „Der physische Zustand Ihres Herrn Vaters ist, wie ich Ihnen schon sagte, so vorzüglich, wie er bei seinen Jahren gar nicht besser sein könnte. Nur seine Gemütsverfassung gibt mir zu denken. Als sich die Fertigstellung des Serums bedauerlicherweise verzögert hatte, bedurfte es meiner größten Anstrengungen, um ihn überhaupt zum Besuch des Kongresses bewegen zu können. Schließlich ging er hin, nachdem ein Kollege aus Bukarest, der bei Ihrem Vater wohnt und erst am Mittwoch abreist, mich in meinen Bemühungen tatkräftig unterstützt hat. Der Kongreß tagte am Samstagvormittag, und Ihr Herr Vater kam in einer unbeschreiblichen Gemütsverfassung aus der Versammlung zurück, in einem Zustand, der mir direkt Angst einflößte. Er rührte beim Mittagessen kaum einen Bissen an und war unter keinen Umständen zur Teilnahme an dem Festessen, das abends im Zoologischen Garten stattfand, zu bewegen. Am Sonntagvormittag empfing er höchst überflüssigerweise noch den Besuch eines Kollegen, nach dessen Weggang er sich in sein Arbeitszimmer einschloß und niemand, mich einbegriffen, vorlassen wollte.“

„Wissen Sie, wer der Herr war?“ fragte Hanna nun ernstlich beunruhigt.

„Nein“, antwortete Denkandi. „Ich selbst habe ihn nicht gesprochen, aber die Haushälterin Ihres Vaters, die ihn flüchtig sah, glaubt, daß es ein Italiener oder Rumäne gewesen ist.“

Hanna erhob sich von ihrem Sessel. „Ich muß so schnell wie möglich nach Hause“, sagte sie. „Können wir heute abend noch fahren?“

„Nein, gnädiges Fräulein“, antwortete der Türke. „Vor elf Uhr geht kein Zug mehr, und den zu benützen wäre zwecklos, da er spät in der Nacht ankommt, und da Sie bis zur Abreise des Herrn Doktor Bertolinescu aus Bukarest doch in einem Hotel absteigen müssen, könnten Sie Ihren Herrn Vater heute nacht gar nicht mehr sprechen. Außer-

dem liegt zu einer Befürchtung auch gar kein direkter Grund vor. Ich hätte Ihnen dies alles gar nicht erzählt, wenn ich nicht wüßte, daß ich außer zu der Tochter auch zu einer Kollegin, einer Medizinerin, sprechen würde. Wenn ich einen Vorschlag machen dürfte, dann benützen wir morgen früh den Schnellzug um sieben Uhr, mit diesem sind wir gegen Mittag schon in Frankfurt. Ihr Herr Vater erwartet Sie auch gar nicht früher. Wenn ich Ihnen raten darf, gnädiges Fräulein, so lassen wir die Sache nun auf sich beruhen und denken an das Abendessen, denn nach der Reise und in Anbetracht des heißen Sommertages werden Sie hungrig und auch abgespant sein.“

Am nächsten Vormittag fuhren Hanna und Doktor Denkandi über Freiburg, Karlsruhe, nach Frankfurt am Main, wo sie kurz nach 12 Uhr mittags ankamen.

Für das prächtige Großstadtbild, das der weite, belebte Bahnhofplatz bot, hatte Hanna kaum einen Blick. Es drängte sie, nach Hause zu kommen, denn trotz aller Beruhigungsversuche Denkandis machte sie sich ernstliche Sorgen über ihren Vater.

Sie ließ ihre großen Gepäckstücke vorläufig an der Bahn und mietete sich für eine Nacht in einem der großen luxuriösen Hotels auf dem Bahnhofplatz ein.

Während Denkandi im Lesezimmer des Hotels wartete, machte Hanna in ihrem Zimmer etwas Toilette, wechselte die Bluse und steckte sich das Haar frisch auf, dann bestieg sie mit ihrem Begleiter ein Auto, das sie in wenigen Minuten nach der Wohnung ihres Vaters, der die erste Etage eines modernen Hauses in der Liebigstraße bewohnte, brachte.

Während Denkandi den Chauffeur entlohnte, flog Hanna mehr als sie ging die teppichbelegten Treppen hinauf und klingelte im ersten Stock. Eine Frau in mittleren Jahren öffnete.

„Guten Tag, Frau Martens“, sagte Hanna und schüttelte der langjährigen Haushälterin ihres Vaters herzlich die Hand.

„Grüß Gott, Fräulein Hanna“, rief die Frau erfreut aus. „Sind Sie nun endlich da. Wir haben mit dem Mittagessen auf Sie gewartet. Der Herr Doktor ist in seinem Arbeitszimmer“, fuhr sie fort, den fragenden Blick Hannas auffangend. Sie nahm dem Mädchen den Hut und die leichte gestrickte Seidenjacke ab und wies auf die Türe des Zimmers, hinter der sich Hannas Vater befand. Diese klopfte und trat schnell ein.

Es war das alte, ihr bekannte Arbeitszimmer ihres Vaters. Rechts vom Eingang, neben dem Ramin, stand der große Nußbaumschreibtisch mit Büchern, Papieren, Zeitschriften und Präparaten überladen. Keine ordnende Hand durfte den Schreibtisch nach dem strengen Verbot ihres Vaters berühren. Die Bücherregale rings an den Wänden waren dicht gefüllt. Dickbauchige Folianten mit gepreßten Leder Rücken standen neben unscheinbar aussehenden gehefteten Broschüren. Der lange, glatte Holztisch vor den beiden Fenstern war mit Flaschen, Tigel, Retorten und anderen wissenschaftlichen Geräten und Instrumenten bedeckt. Neben einem großen Mikroskop ein Behälter mit Bazillenkulturen. In diesem Glaskasten tummelten sich einige weiße Mäuse mit roten Augen. Diese Tiere benötigte Dr. Seyler für seine Versuche.

Am Fenster stand ein hochgewachsener alter hagerer Mann in einem weißen Operationskittel. Vor ihm, auf einer Glasplatte, lag zuckend ein weißes Kaninchen ausgestreckt.

Als sich die Türe geöffnet hatte, legte er, ohne sich umzuwenden, schnell einen Finger auf den Mund, was Hanna veranlaßte, langsam, auf den Fußspitzen, nach einem Stuhl zu gehen und sich still und schweigend niederzusetzen.

Der alte Mann vor ihr, der im Interesse der Wissenschaft die Todeszuckungen des armen Tieres so

aufmerksam verfolgte, war ihr Vater. Sie hatte Muße, ihn genau zu betrachten. Alt war er geworden. Sehr alt, in den eineinhalb Jahren, in welchen sie ihn nicht gesehen hatte. Seine hohe Gestalt schien ihr bedeutend gebückter. Graue Haarsträhne fielen über seine hohe, von vielen Falten durchfurchte Stirne, und selbst die scharfen blauen Augen, die bisher noch keiner Brille bedurft hatten, schienen Hanna trüber und umflorter geworden zu sein.

Nun drehte sich Seyler um und erblickte Hanna. Ein kurzes Aufleuchten suchte über sein falliges Gesicht.

„Papa! Mein lieber, alter Papa“, rief Hanna aus, dann hing sie an seinem Halse und brach in Tränen aus. Warum sie weinte, darüber wußte sie sich eigentlich selbst keine Rechenschaft zu geben. „Nun bin ich wieder bei dir, mein guter Papa!“ schluchzte sie, „und verlasse dich nie wieder.“

Seyler strich leise über den dichten, blonden Scheitel seiner Stieftochter.

„Laß dich ansehen, Kind“, sagte er kurz, aber nicht unfreundlich. Rührungsszenen lagen ihm nicht.

„Groß bist du geworden! Wie alt bist du jetzt, Hanna?“

„Ich werde neunzehn, Papa“, antwortete Hanna immer noch unter Tränen.

Seyler hatte langsam und schwerfällig auf seinem Schreibtischstisch Platz genommen.

„Du siehst kummervoll aus, armer Papa. Bist du krank? Die blaurote Farbe deines Gesichtes gefällt mir gar nicht.“

Seyler machte eine abwehrende Handbewegung.

„Hat dich der Hasenfuß Denkandi auch verrückt gemacht?“ knurrte er unwillig. „Ihm wäre es natürlich am allerliebsten, wenn ich mich in die Klappe legen würde und die Decke über die Ohren zöge. Quatsch! Ich bin nicht krank, und mein Serum muß fertiggestellt werden. Nachher kann mich meinetwegen der Teufel holen.“

„Du sollst nicht so reden, Vater“, sagte Hanna und beobachtete gespannt das nervöse Gesicht Seylers, in dessen Mundwinkel scharfe Falten eingegraben waren.

„Ich soll dir auch Grüße bestellen von Professor Delacoste in Lausanne“, fuhr sie in gesuchtem heiterem Tone fort. „Er hat deine Krebsabhandlung mit großem Interesse gelesen und wünscht dir zu deinen weiteren Arbeiten, besonders zu dem Serum, von Herzen Glück.“

Seyler nickte. „Wo ist Denkandi?“ fragte er.

„Er wird wohl drüben sein. Er ist mit mir angekommen.“

„Dann laß uns zum Essen gehen. Die Martens hat mit dem Unrichten auf dich gewartet. Aber deine weitere Zukunft sprechen wir heute abend. Wo hast du dich für heute nacht einlogiert?“

„Im Carlton-Hotel, Papa.“

„Es tut mir leid, daß ich dir die Unbequemlichkeit, im Hotel schlafen zu müssen, nicht ersparen konnte.“

„Das macht gar nichts, lieber Papa. Ich wohne gerne in diesen modernen Luxus-hotels.“

„Geschmacksache“, brummte Seyler. „Ich fühle mich zu Hause wohler. Nun, es ist ja nur für eine Nacht. Da mein Kollege Bertolinescu morgen reist, wollte ich ihn für eine Nacht nicht ausquartieren. Komm zum Essen.“

Das Mittagessen, an dem auch Denkandi teilnahm, verlief schweigend. kaum daß Seyler den Dessertlöffel aus der Hand gelegt hatte, war er auch schon wieder in seinem Arbeitszimmer verschwunden.

Kopfschüttelnd sah ihm der Türke nach. „Wie fanden Sie Ihren Herrn Vater?“

„Er gefällt mir gar nicht, lieber Herr Doktor“, sagte Hanna traurig. „Ich finde ihn sehr nervös.“

„Gebe Gott, daß er das Serum bald fertigstellt“, meinte Denkandi, „vorher kommt Ihr Herr Vater nicht zur Ruhe.“

Aus dem Arbeitszimmer ertönte die Stimme Seylers, der in ziemlich zornigem Tone nach dem Türken

rief. Dieser stand auf und legte ruhig seine Serviette zusammen. „Sie entschuldigen mich, gnädiges Fräulein. Ihr Herr Vater verlangt nach mir.“

Hanna reichte Dankend die Hand. Es war kein Vergnügen, mit ihrem Vater arbeiten zu müssen, und es gehörte wirklich die Engelsgeduld und der Gleichmut eines Orientalen dazu, sich in das mürrische, launenhafte Wesen des alten Mannes widerspruchlos zu fügen.

Da Hanna sich völlig selbst überlassen blieb, beschloß sie auszugehen und Juan aufzusuchen. Sie ging zu Fuß die Bockenheimer Landstraße hinauf nach der Pension Sylvana, in der der Argentinier abgestiegen war. Zu ihrer größten Überraschung war Juan aber nicht anwesend. Er sei vor einer halben Stunde ausgegangen, hieß es, und wüßte nicht genau, wann er wiederkäme. Falls sie jedoch Fräulein Brentano sei, so läge ein Briefchen für sie bereit, das Herr de Souza Miranda zurückgelassen habe.

Kopfschüttelnd und ein wenig enttäuscht erbrach Hanna den Umschlag und überflog den Brief, der nur wenige Zeilen enthielt.

Juan teilte ihr in seiner flüchtigen, schlecht leserlichen Handschrift mit, daß er seines Koffers wegen auf das Zollamt bestellt worden sei, auch für den Rest des Tages müsse er sich leider entschuldigen, da er mit seinem Landsmann Carmeinto, der um zehn Uhr Frankfurt verlassen würde, noch gerne einige Stunden zusammen wäre. Er erwarte jedoch Hanna bestimmt am kommenden Vormittag und bliebe den ganzen Tag zu Hause. Er bedaure unendlich, daß Hanna den Weg nach seiner Pension umsonst gemacht habe und hätte ihr auch gerne einige Zeilen und ein paar Blumen in ihre Wohnung gesandt. Mangels einer Adresse sei ihm dies aber unmöglich gewesen, denn einen Doktor Brentano habe er weder im Adreßbuch noch auf dem Einwohnermeldeamt ermitteln können.



Etwas verstimmt verließ Hanna die Pension Ehlvana und schlug den Weg nach dem Zentrum der Stadt ein. Sie ging über den Opernplatz durch die Goethestraße, ließ sich von der Menge auf der Hauptwache treiben und kehrte, nachdem sie eine Stunde in einer Konditorei auf der Kaiserstraße verbracht hatte, langsam nach der Wohnung ihres Vaters in die Liebigstraße zurück.

Ihr Vater und Denkandi waren noch im Arbeitszimmer beschäftigt, und um die Herren nicht zu stören, ging Hanna in das Wohnzimmer und schloß sich den Bücherschrank auf. Ihr Blick schweifte über die Titel der Bände. Meistens Klassiker in guten, alten Ausgaben, einige philosophische Werke und Romane, die noch von ihrer Mutter stammten. Mar-  
litt. Heimbürg. Eschstruth.

Im untersten Gefach des Schrankes stand ein Kasten aus gepreßtem Leder. Diesen nahm Hanna heraus und begann den Inhalt, lauter Photographien, durchzusehen. Sie nahm ein Brautbild ihrer früh verstorbenen Eltern zur Hand. Die zarte, blonde Frau war ihre Mutter. Der schöne, stattliche Artillerieoffizier mit dem lang ausgezogenen Schnurrbart ihr Vater, der Oberleutnant Brentano, den ein widriges Geschick in der Blüte seiner Jugend hinweggerafft hatte. Das war Hanna selbst, als Kind von zwei Jahren, im Evakostüm auf einem weißen Felle liegend, und hier ihr Bruder Hartwig in Kadettenuniform und als Leutnant im Seebataillon. Hanna hatte die Bilder wieder in den Kasten gelegt und ein ziemlich schmutziges, abgegriffenes Kabinettbild zur Hand genommen. Das war ja ihr Stiefvater als mexikanischer Kapitän. Er mußte doch früher ein stattlicher Mann gewesen sein. Die adlerscharfen Augen blitzen kühn unter dem breitrandigen Panamahut. Der schwere Kavalleriesäbel und die mit Metallschnüren überladene Uniform wirkten zwar ein wenig operettenhaft, machten sich aber an der großen, schlanken Figur doch recht dekorativ.

Hanna sah nach der Firma des Photographen. Ri-

valda y Gia, Montevideo, las sie in der rechten Ecke des Kartons.

Montevideo war aber doch die Hauptstadt der südamerikanischen Republik Uruguay? Bisher war Hanna stets der Ansicht gewesen, ihr Vater sei in mexikanischer Uniform photographiert. Uruguay war aber auch die zweite Heimat Juans. Das war interessant. Sie nahm das Bild an sich und beschloß, es morgen Juan zu zeigen.

Und noch eine Photographie fand sie, die für Juan sicher von Interesse sein mußte.

Es war die Aufnahme eines Mannes in mittleren Jahren, in der Tracht der 60er Jahre des 19. Jahrhunderts. In Napoleonspose stand er an einen kleinen Marmortisch gelehnt; das scharfgeschnittene Gesicht hatte um die dunklen Augen einen lauernden raubtierartigen Zug.

Auf der Rückseite des Bildes befand sich eine Widmung in spanischer Sprache. Sie lautete in deutscher Übersetzung:

„Seinem Freund und Waffengefährten in dankbarer Erinnerung für geleistete treue Dienste.

Lopez Jordan.“

Hanna steckte die Bilder zu sich und verschloß den Kasten wieder an seinen alten Platz. Dann holte sie aus einem Gefach des Bücherschranks die Lieder des Mirza Schaffy und vertiefte sich in die herrlichen Gedichte Bodenstedts, bis es langsam Zeit wurde, an das Abendessen zu denken.

Im Nebenzimmer, dem Arbeitszimmer ihres Vaters, vernahm sie plötzlich erregte Laute. Sie unterschied neben der kurzen, scharfen Stimme ihres Vaters und dem weichen, ruhigen Organ Denkandis einen tiefen Baß, der ihr unbekannt war.

Einer Eingebung des Augenblickes folgend, öffnete sie die Türe und trat ein.

Ihr Vater saß mit hochrotem Kopf am Schreibtisch und warf schnell einige chemische Formeln auf ein Stück Papier. Denkandi, eine kleine Injektions-spritze in der linken Hand, hielt ein Reagenzglas über

die kleine, blaue Spiritusflamme, eines Glaslämpchens, während ein dritter, Hanna unbekannter Herr, von ungefähr 40 Jahren, mit einem schwarzen Vollbart, neben dem Türken stand und dessen Tätigkeit aufmerksam betrachtete.

Mit einem tiefen Seufzer der Erleichterung warf Seyler die Feder weg. Gespannt drehten sich die beiden anderen Herren neben ihm um, und während Denkandi das Reagenzglas in einem kleinen Holzgestell unterbrachte, richtete er seine Augen fragend auf Seyler.

„Nun?“

In diesem einen Wörtchen lag eine ganze Welt von Spannung.

„Fertig“, sagte Seyler und strich sich aufseufzend die weißen Haarsträhnen aus der Stirne. „Die Formel ist gefunden.“

Die beiden anderen Herren traten mit freudig überraschten Mienen auf Seyler zu und schüttelten ihm die Hand, dann sagte Denkandi zu Hanna gewandt: „Gratulieren Sie Ihrem Herrn Vater, gnädiges Fräulein. Das Serum ist entdeckt.“

Ein Lächeln huschte für einen kurzen Augenblick über Seylers ernste Züge, als ihm Hanna um den Hals fiel und auf beide Wangen küßte. Er zitterte am ganzen Körper vor Erregung und mußte sich wieder niedersetzen.

Der Herr mit dem Vollbart war inzwischen auf Hanna zugetreten.

„Mein Name ist Bertolinescu“, sagte er in einem etwas hartklingenden Deutsch, das den Ausländer erraten ließ. „Gestatten Sie, mein Fräulein, daß ich auch Ihnen gratuliere. Als Medizinerin wissen Sie vielleicht, was die Entdeckung Ihres Vaters für die Wissenschaft bedeutet.“ Hanna reichte dem Herrn schweigend die Hand. Dieser fuhr fort: „Wollen Sie gleichzeitig vielmals entschuldigen, wenn ich Sie aus Ihrem eigenen Zimmer vertrieben habe. Aber mein Freund, Ihr Vater, duldet es auf keinen Fall, daß ich abreiste, bevor sein Serum fertig-

gestellt sei. Nun kann ich morgen befriedigt die Heimreise antreten.“

„Sie sind in Rumänien zu Hause?“ fragte Hanna.  
„Zu dienen, mein Fräulein. Ich bin Gerichtsarzt der Staatsanwaltschaft in Bukarest.“

Denkandi hatte inzwischen einige Tropfen einer bräunlichen Flüssigkeit in ein Glas Wasser gegossen das er Seyler hinreichte. „Nehmen Sie einige Tropfen Valeriana“, sagte er. „Sie sind in großer Erregung. Und wenn ich Ihnen einen guten Rat geben darf, Herr Kollege, dann schließen Sie jetzt Ihr Arbeitszimmer ab, werfen uns alle hinaus und legen sich für eine Stunde nieder.“

„Quatsch! Denkandi!“ sagte Seyler. „Was Sie nur immer mit Ihren falsch angebrachten Ratschlägen wollen. Ich bin körperlich so gesund wie ein fünfzigjähriger.“

„Zugegeben. Aber Ihr psychischer Zustand gefällt mir nicht“, antwortete Denkandi bedenklich.

Ein Schatten flog über Seylers Gesicht. „Sie sehen Gespenster“, sagte er unwillig. „Mir fehlt nichts. Gar nichts.“

Er hatte auf eine Klingel gedrückt. Frau Martens erschien unter der Türe. „Ist das Abendbrot bereit?“ fragte er.

„Jawohl, Herr Doktor.“

„Dann lassen Sie anrichten, und stellen Sie zwei Flaschen Burgess kalt.“

In den Zügen der Haushälterin malte sich eine freudige Überraschung.

„So darf man endlich gratulieren, Herr Doktor?“ fragte sie.

„Ja, ja“, meinte Seyler abweisend. „Macht doch kein solches Aufhebens von der Sache.“

Das Abendessen verlief in heiterster Stimmung. Selbst Seyler war lustig und aufgeräumt und sprach den Speisen und Getränken wacker zu, sehr zur Freude Denkandis, der, als er gegen 11 Uhr Hanna nach ihrem Hotel geleitete, auch seinen freudigen Gefühlen unumwunden Ausdruck gab. Er hatte sich

über Seylers Zustand ernsthafte Gedanken gemacht und war glücklich, ihn heute abend in gehobener Stimmung verlassen zu haben. An der Entdeckung des Serums hatte er wohl ziemlich den gleichen Anteil wie Seyler selbst, aber die Genugtuung die er darüber empfinden mußte, trat bei ihm zurück, gegen die Freude, endlich seinen Mitarbeiter wieder in halbwegs annehmbarer Gemütsverfassung verlassen zu haben.

Am folgenden Morgen erhob sich Hanna frühzeitig und suchte Juan in der Pension Sylvana auf. Ein junges Mädchen geleitete sie nach dem Zimmer des Argentiniers, der sie bereits erwartete.

Juan de Souza Miranda war ungeduldig in seinem Zimmer auf und ab gegangen. Als Hanna eintrat, warf er seine Zigarette weg, schloß sie stürmisch in seine Arme und bedeckte ihr Gesicht mit wilden Küssen.

Hanna befreite sich sanft aus seiner Umarmung.

„Was ist dir, Juan?“ sagte sie, ein wenig erstaunt über diesen spontanen Gesühlsausbruch.

„Nichts, nichts!“ sagte er, „ich bin so glücklich, daß du bei mir bist.“

Hanna hatte ihren Hut abgelegt und nahm neben Juan auf dem Sofa Platz. Verstohlen musterte sie ihn von der Seite. Er war heute morgen so sonderbar. Seine ungewohnte Erregung fiel ihr auf.

„Ich war gestern nachmittag schon einmal hier. Weißt du?“ fragte sie.

„Ja, ja, ich weiß“, antwortete er kurz. „Es hat mir so leid getan,“ fuhr er fort, „daß ich dich verfehlte, es ließ sich aber nicht abwenden. Ich mußte unbedingt auf's Zollamt. Bei der Verzollung der Reptilien war meine persönliche Anwesenheit unerläßlich.“

Hanna stand schweigend auf und trat zu dem Schreibtisch vor dem Fenster.

Neben einem großen Stoß medizinischer und chemischer Lehrbücher stand ein Glaskasten, der durch einen

Deckel aus grüner Drahtgaze verschlossen und mit einem kleinen Messingschloß gesichert war.

In einem Gemisch von Grauen und Neugier betrachtete sie die drei Schlangen, die faul und schläfrig am Boden lagen.

Es waren lauter giftige Ophidien, aus der Neuen Welt.

Sie kannte sie alle diese drei, zum Teil noch nicht völlig ausgewachsenen, aber nichtsdestoweniger höchst gefährlichen, giftigen Reptilien.

Die prachtvoll zinnoberrot gefärbte, mit schwarzen Querstreifen versehene Schlange, war die in Mittel- und Südamerika vorkommende Korallenotter (*Elops corallinus*); die Rötlichgelle, mit den schwarzen Rautenflecken, die *Lachesis muta*, der gefährliche Surucucu Brasiliens, und die *Ophidia*, welche bei der Annäherung Hannas den häßlichen dreieckigen Kopf gehoben hatte und wütend zu züngeln anfang, war die Schauerklapperschlange (*Crotalus horridus*), deren Biß ein Pferd in wenigen Minuten tötet.

Juan war neben Hanna getreten und betrachtete gleichfalls die Tiere. —

„Du hattest doch vier Schlangen, wenn ich nicht irre —?“ fragte Hanna. — „Ich vermissе die Länzenschlange. —“

„Die *Lachesis lanceolatis* — —?“ meinte Juan gleichmütig und spielte mit seiner Uhrkette. —

„Ja. — —“

„Die ist tot — —“, sagte Juan. — „Ich habe sie dem Lausanner Museum vor meiner Abreise geschenkt. —“

„Ich wünschte, du hättest mit den anderen Schlangen das gleiche getan. — Pfui —! Was sind das für ekle Tiere. —“

„Aber für manche Zwecke recht brauchbar — —“, meinte Juan ernst. —

Hanna war vom Tische hinweggetreten und sah zum Fenster hinaus. „Du kannst mir übrigens gratulieren, Juanito“, meinte sie. „Mein Vater hat sein Serum gestern fertiggestellt. — Gib acht, deine

kleine Juanita wird Karriere machen, denn der Erfinder des ‚Serums Seyler‘ ist ihr Vater. — —“

Der Argentinier wollte Hanna glückwünschend die Hand reichen; nun ließ er sie aber langsam sinken und sah Hanna zweifelnd an. „Seyler — —?“ fragte er erstaunt. — „Wieso Seyler — —? Du heißt doch Brentano — —?“ fuhr er, das Mädchen unsicher ansehend, fort.

Hanna lachte. „Jawohl, ich heiße Brentano,“ sagte sie heiter, „wenn du aber im Adreßbuch einen Dok. or Brentano suchst, dann wirst du wohl wenig Glück haben, denn meine Mutter hat sich zum zweiten Male verheiratet, und mein Stiefvater ist der Bakteriologe Doktor Seyler. — — Du darfst mir deshalb doch ruhig gratulieren. — — Übrigens“, fuhr sie lustig fort, „scheint mein Papa in deiner Heimat bekannt zu sein. Ich habe gestern eine Entdeckung gemacht und dir hier etwas mitgebracht, das wird dich vielleicht interessieren. — —“ Und ohne Juan weiter zu beachten, der sie ganz erstaunt anstarrte, sprang sie leichtsüßig zum Sofa, nahm ihre Handtasche auf und reichte dem Argentinier die beiden Photographien hin, die sie gestern eingesteckt hatte.

Dieser nahm fast willenlos, wie geistesabwesend, die beiden Bilder in Empfang und sah bald Hanna, bald die Photographie in seiner Hand ungläubig an.

„Vaiga me dios — —!“ stöhnte er endlich. „Das soll dein Vater sein — —? Non es possible. — — Unmöglich — —! Das — kann nicht sein — —!“ Die letzten Worte schrie er beinahe.

Hanna wurde unruhig. „Ich verstehe dich nicht, Juan —“, sagte sie. „Warum soll das nicht möglich sein. — Drehe doch das Bild einmal um. — — Nicht das in Uniform, das Zivilbild. — —“

Der Argentinier gehorchte mechanisch, starrte kopfschüttelnd das Bild an und las die Widmung auf der Rückseite.

„Lopez — —!“ stöhnte er. „Lopez Jordan — —!“ Dann sprang er auf und riß seinen Strohhut vom Garderobeständer.

„Ich muß deinen Vater sofort sehen — —!“ rief er. Seine Stimme klang rauh und unnatürlich. — Hanna hatte gleichfalls unwillkürlich nach ihrem Hut gegriffen und richtete ihre Augen erschrocken auf den Argentinier, der zur Tür rannte.

„Aber Juan — —! Juanito — —!“ rief Hanna nun wirklich besorgt aus. „Ich verstehe dich gar nicht — —!“

Doch dieser antwortete nicht, er war aus dem Zimmer gestürzt, und Hanna folgte ihm, ohne zu wissen, wie ihr geschah.

Auf dem Westendplatz, vor der Pension Sylvana, war ein Halteplatz für Autodroschken. — Juan riß den Schlag des ersten besten Taxameters auf, Hanna rief dem Chauffeur schnell die Adresse zu, und fort sauste der Wagen. —

Raum, daß das Auto wenige Minuten später ratternd an seinem Ziel hielt, sprang der Argentinier heraus, stürzte, ohne sich um Hanna zu kümmern, in das Haus und eilte die Treppe hinauf.

Konsterniert, wie geistesabwesend, folgte das Mädchen.

Die Tür zu ihres Vaters Wohnung stand weit offen. Auf dem Tisch, im Vorplatz lag ein Panama-hut neben einem geöffneten Kasten mit Instrumenten, deren Bedeutung Hanna nur zu bekannt waren.

Der Kasten enthielt das Besteck eines Arztes.

Durch die halbgeöffnete Tür ihres Vaters Arbeitszimmers hörte sie eine fremde Männerstimme und das halblaute, unterdrückte Schluchzen einer Frau.

Ohne sich nach Juan, der, am ganzen Körper zitternd, auf einen Stuhl gesunken war, umzusehen, riß Hanna die Tür weit auf und stürzte in das Zimmer.

Denkandi, den sie zuerst bemerkte, trat schnell auf sie zu. — Ein Blick in seine verstörten Züge machte ihr klar, daß ein Unglück geschehen sein müsse. — Neben dem Schreibtisch stand Frau Martens, sie hatte ihre Schürze vor das Gesicht geschlagen und weinte leise vor sich hin. — Doktor



Bertolineſcu ſaß verſtört auf dem Schreibtifchſeſſel ihres Vaters, und ein fremder Herr, von dem ſie nur den Rücken ſah, hatte ſich über einen menſchlichen Körper, der auf dem Boden lag, geneigt.

Nun erhob ſich der Herr, und trat langſam auf Hanna zu, die unfähig, ſich zu rühren, in Denkan- diß Arm lag.

„Gnädiges Fräulein,“ ſagte er ernſt, ſich vorſtel- lend, „Doktor Meißter —, ich vermute in Ihnen die Tochter. — — Ich habe Ihnen eine traurige Mit- teilung zu machen — —,“ fuhr er ernſt fort, „Ihr Herr Vater iſt ſoeben verſchieden. — — Apoplexie cerebri. — — Ein Schlaganfall. — —“

## Fünftes Kapitel.

Der Arzt war gegangen.

Denkandi hatte Hanna leicht am Arm gefaßt und willenlos ins Nebenzimmer geführt, wo er sie sanft auf das Sofa drückte.

„Meine Befürchtung, gnädiges Fräulein, ist leider eingetroffen — —“, sagte er schmerzlich. „Ihr Herr Papa hat selbst nicht gewußt oder wenigstens nicht wissen wollen, wie krank er eigentlich war.“

Hanna nickte nur stumm und trockenen Auges; sie konnte keine erlösende Träne finden, zu viel war heute schon auf sie eingestürmt. —

Ihr nächster Gedanke war — Juan —. Sie erinnerte sich dunkel, mit ihm angekommen zu sein, sie hatte ihn kurze Zeit auf dem Vorplatz sitzen sehen. — Aber seitdem war er spurlos verschwunden.

Mit halbem Ohr hörte sie auf das, was ihr Denkandi in seiner beruhigenden Art vortrug.

Ihre Gedanken waren bei dem Argentinier. — Was mochte sein mysteriöses Gebaren von vorhin nur zu bedeuten haben — —? Der Kopf schmerzte sie und in ihren Schläfen hämmerte es wild. —

Denkandi hatte eine Frage an sie gerichtet.

„Wie meinen Sie — —?“ fragte sie apathisch.

„Es sind verschiedene Formalitäten zu erfüllen, gnädiges Fräulein“, sagte er. „Ein Todesfall bringt immer eine Menge unangenehmer Förmlichkeiten mit sich. Wollen Sie mir gestatten, liebes Fräulein Hanna, daß ich Ihnen diese Arbeit abnehme —?“

Hanna hatte die Hände auf die Schläfen gepreßt. Sie nickte nur. Daß der Türke sie vertraulich beim Vornamen genannt hatte, fiel ihr gar nicht auf.

„Ich werde mit Hilfe von Frau Martens Ihren Vater in seinem Schlafzimmer aufbahren lassen und dann die weiteren, notwendigen Schritte vornehmen. — —“

Doktor Bertolinescu war langsam in das Zimmer getreten und hatte die letzten Worte des Türken mit angehört.

„Entschuldigen Sie,“ sagte er, „ich bitte, nichts zu übereilen. — Über die Todesursache meines armen Freundes Seyler sind wir uns durchaus noch nicht im klaren. Meines Erachtens kommt ein Schlaganfall nicht ohne weiteres in Frage. —“

Erstaunt sah Denkandi zu dem Rumänen auf. „Der sofort herbeigerufene Arzt hat doch eine Apoplexie cerebri diagnostiziert,“ antwortete er gleichfalls in Rumänisch, „und, soweit ich die Sache beurteile, sind auch die Symptome eines Schlagflusses gegeben. —“

„Das glaube ich nicht so ohne weiteres behaupten zu können —,“ meinte der Rumäne, „und bevor die Kriminalpolizei nicht den Tatbestand aufgenommen und die Staatsanwaltschaft die Leiche zur Beerdigung freigegeben hat, darf jedenfalls im Sterbezimmer nichts berührt oder gar verändert werden. — —“

Denkandi machte eine unwillige Handbewegung. Dennoch antwortete er in seiner orientalischen Ruhe:

„Was hat die Polizei in diesem Hause zu suchen —? Sie werden doch nicht behaupten können, daß an Doktor Seyler ein Verbrechen verübt worden ist. —“

Doktor Bertolinescu zuckte die Achseln. „Verbrechen oder Unglücksfall,“ sagte er, „wer weiß es. Jedenfalls ist die Entscheidung des Staatsanwalts abzuwarten, ob die Leiche zur Beerdigung freigegeben oder von Amts wegen seziert wird. —“

Denkandi schüttelte den Kopf. — „Aus Ihnen spricht der Gerichtsarzt“, meinte er etwas ärgerlich. „Es ist sinnlos, hier eine verbrecherische Handlung zu vermuten. — Ich kenne Herrn Doktor Seyler besser als Sie, ich, der ich seit Jahren sein treuer Mitarbeiter bin und täglich mit ihm zusammen war. Die Aufregung der letzten Tage, verbunden mit dem hohen Alter, haben das Unglück herbeigeführt.“

Bertolinescu schüttelte den Kopf. „Ihre Ausführung überzeugen mich in keiner Weise. Solange nicht amtlich erwiesen ist, daß es sich hier in der Tat um einen Schlaganfall handelt, was ich, persönlich stark bezweifle, solange dulde ich im Namen der Gerechtigkeit nicht, daß jemand das Zimmer betritt und den Toten ohne Ermächtigung der Justizbehörden aufnimmt. —“

„Ich begreife Sie nicht“, meinte Denkandi immer noch ruhig, mit einem Seitenblick auf Hanna, die sich auf das Sofa geworfen und ihr Gesicht in ein Kissen vergraben hatte. „Warum wollen Sie diesem armen Kinde die meiner Ansicht nach völlig unnötige Aufregung verursachen —?“

„Wenn es meiner Ansicht nach so unnötig wäre,“ sagte Bertolinescu, die Worte „meiner Ansicht“ stark betonend, „die Behörden intervenieren zu lassen, so glauben Sie mir, verehrter Herr, daß ich der letzte wäre, welcher der sofortigen Aufbahrung meines guten, alten Freundes irgendwelche Schwierigkeiten in den Weg legen würde, aber je länger ich nachdenke, desto mehr verdichtet sich bei mir der Verdacht, daß an Seyler ein Verbrechen begangen worden ist. —“

„Unsinn — —!“ sagte Denkandi nur.

Bertolinescu fuhr auf. „Ich bitte Sie, Ihre Zunge etwas mehr im Zaum zu halten“, sagte er scharf. — „Ihr ganzes Benehmen zwingt mich, so zu handeln, wie ich nun handeln werde. — —“

Mit diesen Worten trat er zur Tür des Arbeitszimmers, schloß sie ab und steckte den Schlüssel in seine Tasche.

„Was erlauben Sie sich!“ fuhr nun Denkandi auf und trat drohend auf den Rumänen zu.

„Das werden Sie in einer Viertelstunde sehen“, antwortete dieser kalt. — Dann trat er auf den Vorplatz hinaus und kam mit dem Hut auf dem Kopfe gleich wieder zurück.

„Ich mache Sie noch einmal darauf aufmerksam“, sagte er drohend, „daß niemand das Zimmer zu betreten hat, bevor die Kriminalpolizei hier gewesen ist. — Besonders Sie haben dort nichts zu suchen. — Ich hoffe, daß Sie mich verstanden haben.“

Denkandi zuckte die Achseln. „Tun Sie, was Sie nicht lassen können“, sagte er ruhig und kehrte dem Rumänen den Rücken.

Bertolinescu sah den Türken scharf an und schien etwas erwidern zu wollen. Doch er besann sich anders. Er warf einen kurzen Blick auf Hanna, die apathisch auf dem Sofa lag, ohne sich um die erregte Debatte der beiden Herren im geringsten zu kümmern und verließ mit schnellen Schritten das Zimmer. —

\* \* \*

Nach dem Fortgehen Bertolinescus hatte sich Denkandi in einen Plüschfessel geworfen.

Seine Stirne in ernste Falten gelegt, verbrachte er, den Kopf in die rechte Hand gestützt, längere Zeit, schweigend in tiefe Gedanken versunken. Dann trat er langsam zu Hanna, die unbeweglich, das Gesicht in die Arme vergraben, auf dem Sofa lag.

„Armes Kind“, murmelte er leise und strich dem Mädchen sanft über den blonden Scheitel. „Gnädiges Fräulein —“ sagte er dann etwas lauter. „Sie können unmöglich so liegenbleiben —“ Und als Hanna keine Antwort gab, fuhr er eindringlich fort: „Sie müssen auch an sich selbst denken, Fräulein Hanna — — Gestatten Sie, daß ich Frau Martens beauftrage, Sie zu Bett zu bringen. Das wird Ihre Nerven beruhigen. Ich werde Ihnen

außerdem einige Baldriantropfen zurechtmachen, und dann müssen Sie auch etwas essen —“

Als Hanna immer noch schweigend in ihrer unbequemen Lage verharrte, klingelte der Türke der Haushälterin und hob mit ihrer Hilfe das junge Mädchen, das nicht den geringsten Widerstand leistete, auf. Frau Martens machte Hanna dann ein Lager auf dem Bett zurecht, das Dr. Bertolinescu bisher innegehabt hatte, und, nachdem Denkandi schweigend in das Wohnzimmer zurückgekehrt war, ging Frau Martens nach dem nahen Postamt, um den Leutnant Hartwig Brentano in Wilhelmshaven von dem Ableben seines Stiefvaters in Kenntnis zu setzen.

Wenige Minuten nach ihrer Rückkehr schlug die Vorplakflingel an.

Dr. Bertolinescu stand draußen, in Begleitung zweier Herren, die unter Führung des Rumänen an der Haushälterin vorbei in den Salon gingen.

Frau Martens trat inzwischen in das Wohnzimmer ein, wo der Türke gedankenvoll am Fenster stand und sinnend in die ruhige Straße hinabsah.

„Verzeihung, Herr Doktor“, sagte Frau Martens. „Herr Doktor Bertolinescu ist gekommen und zwei fremde Herren. Sie warten im Salon und wollen Fräulein Hanna sprechen.“

Denkandi drehte sich um. „Fräulein Brentano darf unter keinen Umständen gestört werden. — Ich will mit den Herren reden. —“

Bei diesen Worten schritt er schnell an der Haushälterin vorbei und betrat den Salon.

Zwei Herren, die, ihre Strohhüte auf den Knien, dort stumm gesessen hatten, erhoben sich bei seinem Eintritt, während der Rumäne mit übereinandergeschlagenen Beinen auf dem Sofa sitzen blieb.

Der jüngere der beiden fremden Herrn, ein großer, blonder Mann mit einem goldenen Kneifer, trat auf den Türken zu und sagte, sich vorstellend: „Mein Name ist Rademacher, ich bin Kriminalkommissar

und zu einer Tatbestandtaufnahme hierher befohlen. —“

Bei diesen Worten schlug er seinen Rock auf der linken Seite zurück und ließ ein kleines Metallschild sehen, das auf seiner Weste befestigt war.

„Dr. Denkandi —“ stellte sich der Türke kurz vor. „Die Herren wünschen Fräulein Brentano zu sprechen — —?“ fragte er. „Leider ist das gnädige Fräulein nicht in der Lage, Sie zu empfangen. — Der plötzliche Todesfall, und die damit verbundene Aufregung, haben der jungen Dame so zugesetzt, daß sie auf meine Unordnung — ich bin Arzt —, zu Bett gebracht wurde — —.“

Kommissar Rademacher verbeugte sich steif. „Ich glaube auf ein Verhör von Fräulein Brentano verzichten zu können — vorerst wenigstens —; hingegen möchte ich Sie bitten, Herr Doktor, sich zur Verfügung zu halten, ich habe voraussichtlich einige Fragen an Sie zu richten. —“

Der Türke verbeugte sich schweigend. Der Kommissar schritt zur Tür des Arbeitszimmers, die er mit dem Schlüssel, den ihm Bertolinescu wohl vorher ausgehändigt hatte, öffnete. Dann betrat er mit seinem Begleiter langsam und schweigend das Zimmer, in dem Seyler verschieden war, und noch in unveränderter Stellung am Boden lag.

„Wollen die Herren bitte an der Tür zurückbleiben —“ sagte der Kommissar; dann begann er langsam und systematisch — Punkt für Punkt — das Zimmer abzusuchen. — Besondere Aufmerksamkeit widmete er dem Arbeitstisch Seylers, wo das tote Kaninchen immer noch auf seiner Glasplatte lag. — Die Injektionspritze, die Denkandi benutzt hatte, nahm er vorsichtig zur Hand und hielt sie gegen das Licht. — In dem Glaskolben befanden sich noch einige Tropfen einer farblosen Flüssigkeit. Dann legte er die Spritze weg und beugte sich zu dem Toten nieder. —

Der andere Herr kümmerte sich nicht weiter um die Untersuchungen seines Kollegen. Er betrachtete auf-

merkjam, und wie es schien, mit großem Interesse das Spiel zweier Meerschweinchen und einiger weißer Mäuse, die lustig in einem großen Glaskasten herumjagten.

Ab und zu warf er auch einen kurzen Blick auf Senkandi und den Rumänen, die schweigend, ohne daß der eine von dem anderen Notiz nahm, an der Tür zurückgeblieben waren.

Der Kommissar schien die Untersuchung der Leiche beendet zu haben und trat zu dem Schreibtisch, den er aufmerksam betrachtete. Darauf kniete er auf dem Teppich nieder, der den Boden vor dem Sessel Seylers bedeckte, und hob einen kleinen Pappkarton vom Boden auf, sowie ein ungefähr zehn Zentimeter großes, rechteckiges Stück Papier, das er unter dem Schreibtisch gefunden hatte.

„Kommen Sie doch mal her — Wachtmeister Muschall —!“ sagte er zu seinem Begleiter.

Dieser trat schnell an den Vorgesetzten heran, und betrachtete aufmerksam das kleine Stück Papier, das ihm der Kommissar zur Einsichtnahme gegeben hatte. — Dann flüsterte er Rademacher einige leise Worte zu, die dieser durch ein kurzes Kopfnicken beantwortete.

„Herr Doktor —“ sagte der Kommissar nach einer kurzen Pause der Überlegung zu dem Türken, „wollen Sie die Freundlichkeit haben, drüben im Salon zu warten. — Ich habe später einige Fragen an Sie zu richten. — Sie, Herr Doktor Bertolinescu, wollen bitte einen Augenblick nähertreten. —“

Hinter dem Rumänen schloß Muschall schnell die Tür.

„Herr Doktor —“ sagte der Kommissar ernst, mit leiser Stimme, „ich danke Ihnen für Ihre Umsicht und beglückwünsche Sie zu dem guten Gedanken, das Zimmer sofort abgeschlossen und den Schlüssel in Verwahrung genommen zu haben. Dank Ihrer weisen Vorsicht ist mir die schnelle Aufdeckung eines gemeinen Verbrechens ermöglicht worden. Herr Dok-



tor Seyler ist keines natürlichen Todes gestorben. — Er ist einem wohlüberlegten Verbrechen zum Opfer gefallen, — und hier steht der Name des Mörders — —“

Bei diesen Worten überreichte der Kommissar dem Rumänen den Zettel.

Bertolinescu warf nur einen kurzen Blick auf den Inhalt des Papiers. „— — Donnerwetter —!“ rief er im Tone höchsten Erstaunens aus.

„Kennen Sie diese Schrift — —?“ fragte der Kommissar.

„Wenn ich nicht irre, ist es die Handschrift Seylers,“ antwortete der Rumäne, etwas ruhiger und schaute Rademacher triumphierend an; „welch ein Glück!“ rief er aus, „daß ich die Lage gleich richtig erfaßt habe. — —“

Der Kommissar nickte ernst, und die drei Herren beugten sich von neuem über das kleine Stück Papier.

Der Zettel enthielt einige wenige, handschriftliche Worte.

Es war eine flüchtige Gelehrtenschrift, die nicht leicht zu entziffern war, doch konnte man den nachstehenden, in lateinischen Buchstaben, mit Tinte hingeworfenen Satz nicht allzuschwer entziffern.

„Mörder Denkandi Ben der Orientale.“

„Wer hatte nun recht — —?“ rief Bertolinescu aus. „Seltsam — — aber ich habe diesem spaniolischen Juden von Anfang an mißtraut — —.“

„Ich dachte, Doktor Denkandi sei Türke, — Mohammedaner —.“

„Der und Mohammedaner — —“ rief der Rumäne verächtlich lachend. „Türke — —? Na, ja, — türkischer Untertan — mag sein. — Er stammt, wenn ich nicht irre aus Mazedonien und hat in Oesterreich und Deutschland studiert, daher das gute Deutsch, das er spricht — —“

„Was versteht man eigentlich unter Spaniolen — —?“ fragte der Kommissar.

„Spaniolen“ entgegnete der Rumäne, „sind Nachkommen derjenigen Juden, die im Mittelmeer aus Spanien und Portugal ausgewandert sind und sich im Orient, in der Türkei, Griechenland und Bulgarien angesiedelt haben. Es gibt auch welche in Rumänien, Serbien und Holland. Hingegen sind diejenigen Juden, die in Deutschland, Österreich, Rußland wohnen, anderer Provenienz. — Ich mache gar kein Hehl daraus, daß meine Sympathien für die Abkömmlinge Judas im allgemeinen keine großen sind, aber die Spaniolen liegen mir ganz besonders im Magen. —“

„Es ist mir interessant, daß Sie hier einen Unterschied machen“, meinte der Kommissar. „Ich dachte immer, Israelit sei Israelit.“

„Ein großer Unterschied besteht auch nicht, höchstens im Namen und in der Sprache. —“

„Was sprechen die Spaniolen?“

„Wenn sie unter sich sind, — Spanisch, allerdings ein sehr verdorbenes Spanisch mit vielen hebräischen Worten untermischt. — Natürlich verstehen und sprechen die Spaniolen auch die jeweilige Landessprache. — Während die Juden der ganzen Welt meistens deutsch klingende Familiennamen führen, unterscheiden sich die Spaniolen sofort durch den romanischen Klang ihrer Namen, wie Alcalay, Altaras, Esrenash, Figueiro, Benvenisti und so weiter. Unser Mann heißt ja auch Denkandi — Benvenisti —“

„Aha — —!“ sagte der Kommissar, und nahm den Zettel wieder zur Hand. „Daher auch die Abkürzung Denkandi Ben., die ich erst nicht recht verstanden habe. — Diese schriftliche Aufzeichnung läßt nun allerdings kaum Zweifel an der Schuld des Türken aufkommen.“

„Ich war mir darüber von Unbeginn an klar —“ meinte Bertolinescu.

Der Kommissar trat von neuem zu dem Toten. „Wenn ich nur wüßte, auf welche Art und Weise Doktor Seyler umgebracht wurde“, sagte er nach-

denklich. — „Die Züge sind verzerrt und drücken Angst und Entsetzen aus. — Aber eine tödliche Einwirkung von außen habe ich nicht feststellen können. —“

„Gift — —“ meinte der Rumäne lakonisch.

„Hm —!“ meinte der Kommissar. „Das wäre möglich. — Auf welche Weise glauben Sie, Herr Doktor, daß Denkandi seinem Opfer das tödliche Gift beigebracht haben kann — —?“

Bertolineşcu zuckte die Achseln: „Das muß die gerichtsarztliche Sektion der Leiche ergeben —“ meinte er. „Ich habe kein Recht, meinen toten Freund zu berühren, und möchte Ihnen auch empfehlen, die Leiche ruhig liegen zu lassen, bis die Staatsanwaltschaft hiergewesen ist und weitere Verfügungen getroffen hat. —“

„Natürlich —! Selbstverständlich —“ stimmte Rademacher bei. „Immerhin, Herr Doktor, eine kleine Andeutung könnten Sie mir vielleicht doch geben. —“

Bertolineşcu trat langsam zu dem Toten und betrachtete ihn aufmerksam, ohne den Körper zu berühren.

„Meiner unverbindlichen Ansicht nach“, sagte er schließlich, und trat von der Leiche zurück, „ist der Tod durch ein sehr starkes, schnellwirkendes Gift eingetreten. Wie dieses Gift aber in den Körper gelangt ist, ob es durch den Magen, in das Blut direkt, oder auf eine noch andere Art und Weise, muß die Sektion der Leiche mit Sicherheit ergeben. — —“

„Vielen Dank, Herr Doktor“, sagte der Kommissar höflich. „Ich möchte nun noch gern einige kurze Fragen an Sie richten. —“

„Bitte, ich bin zur Verfügung. —“

„Muschall —!“ fuhr Rademacher fort. „Nehmen Sie hier am Schreibtisch Platz und machen Sie sich die nötigen Notizen. — Also —“ meinte er, sich wieder an den Rumänen wendend, „Sie heißen Bertolineşcu — Ihr Vorname, bitte?“

„Mihail, Jancu —“

- „Rufname ist Mihail —?“
- „Jawohl.“
- „Konfession —?“
- „Griechisch-katholisch —“
- „Nationalität —?“
- „Rumäne —“
- „Beruf —?“
- „Arzt. Vereidigter Gerichtsarzt bei der Staatsanwaltschaft in Bukarest.“
- „Sind Sie verheiratet, Herr Doktor?“
- „Jawohl, und ich habe zwei Kinder.“
- „Sie wohnen in Bukarest —?“
- „Jawohl, Strada Smardan, Nummer 64.“
- „Wie alt sind Sie?“
- „Vierundvierzig Jahre —“
- „Danke schön, das genügt. Wie lange sind Sie in Frankfurt —?“
- „Seit Donnerstag der vorigen Woche —“
- „Zu welchem Zwecke, wenn ich fragen darf —?“
- „Ich war hier zur Teilnahme am Internationalen Medizinischen Anthropologischen Kongreß, der am Sonnabend hier stattfand.“
- „Schön, Herr Doktor. Und wie lange gedenken Sie noch hierzubleiben —?“
- „Ich beabsichtigte eigentlich heute abzureisen, nun gebe ich natürlich noch einige Tage zu.“
- „Wo wohnen Sie hier in Frankfurt —?“
- „Augenblicklich noch bei meinem Freunde Seyler. Nun werde ich aber ins Hotel übersiedeln; schon aus dem Grunde, um der Tochter meines armen Freundes, deren Zimmer ich bewohnte, Platz zu machen.“
- „Können Sie eigene Wahrnehmungen zu dem Verbrechen bekunden — Herr Doktor —?“
- „Nein —“
- „Auf welche Weise bekamen Sie Kenntniß davon?“
- „Als ich heute morgen um ein halb neun Uhr hier wegging, war Seyler noch kerngesund und munter. — Ich begab mich zur Bahn, vergewisserte mich, daß der Münchener Schnellzug, mit dem ich um zwei Uhr

dreiundzwanzig die Heimreise antreten wollte, auch fuhr, und kehrte dann sofort hierher, nach der Liebigstraße zurück, um mein Gepäck fertigzumachen. — Beim Eintritt in die Wohnung hatte ich seltsamerweise sofort das Gefühl, als ob ein Unglück geschehen sein müsse.“

„Wieso, erklären Sie sich bitte etwas deutlicher?“

„Vor allen Dingen bemerkte ich einen fremden Hut auf dem Vorplatz liegen, daneben das Besteck eines Arztes. — Ferner vernahm ich im Arbeitszimmer Seylers mehrere erregte Stimmen. — Ich trat etwas beklommen und beunruhigt ein und fand meinen Freund tot am Boden liegen.“

„Wer war außer dem Toten im Zimmer —?“

„Frau Martens, die Wirtschafterin, Doktor Denkandi und ein fremder Arzt namens Meister —“

„Seyler war also schon tot, wie sie ankamen —?“

„Er mußte kurz vorher verschieden sein, er war noch warm, die Leichenstarre ist seltsamerweise auch jetzt noch nicht eingetreten — —“

„Unter welchen äußeren Symptomen der Tod eingetreten ist, wissen Sie demnach nicht —?“

„Nein, darüber kann Ihnen Frau Martens wohl am ehesten Auskunft geben —“

„Warum hat man eigentlich einen fremden Arzt hinzugezogen. Denkandi ist doch selbst Mediziner?“

„Denkandi soll, als der Tod eintrat, nicht zugegen gewesen sein, er kam erst wenige Minuten vor mir an —“

„Demnach war Herr Doktor Meister noch vor Denkandi hier —?“

„Jawohl, wenigstens soweit mir bekannt ist —“

„Um —!“ machte der Kommissar, „das ist ja sehr interessant. — Wissen Sie, ob die Tochter Seylers bei seinem Verschiden zugegen war —?“

„Nein —! Fräulein Brentano hat die Nacht im Hotel gewohnt und kam als die letzte hier an. — Der erste war Doktor Meister, dann kam Denkandi, dann ich, und zuletzt erst Fräulein Brentano —“

„So, so — —“ machte der Kommissar nachdenklich und spielte mit dem Futteral seines Kneifers. „Nun noch eine Frage, Herr Doktor“, fuhr er fort. „Welche Meinung haben Sie über das Motiv des Verbrechens — —?“

„Darüber habe ich auch so meine Gedanken“, sagte der Rumäne.

„Natürlich sind es nur Vermutungen, aber ich glaube nicht weit über das Ziel hinauszuschießen. — Herr Kommissar, Seyler hat, wie Sie wissen, an einem Serum gearbeitet, das ihn zum berühmten Manne machen mußte. — Dieses Serum wurde gestern abend fertiggestellt. — Sein Assistent, der in alles eingeweiht war, heißt Doktor Ibrahim Denfandi. Es wäre menschlich begreiflich, wenn der Assistent aus Ehrgeiz die Frucht der gemeinschaftlichen Arbeit allein pflücken wollte. Da er, ad eins Spaniole ist, und ad zwei, von dem Ermordeten wahrscheinlich kurz vor dem Verschwinden schriftlich als Mörder angegeben wurde, bestehen für mich nicht die geringsten Zweifel; weder über das Motiv zur That, noch über den Täter selbst. —“

Rademacher stand auf und reichte dem Rumänen die Rechte.

„Ich danke Ihnen, Herr Doktor —“ sagte er. „Für mich liegt der Fall auch ganz klar. — Wir können uns gratulieren, daß ein Fachmann, und dazu ein so tatkräftiger Charakter, wie Sie, die Sache gleich richtig in die Hand genommen hat. Ihr folgerichtiges Vorgehen hat die Untersuchung sehr erleichtert, da die corpora delicti nicht entfernt werden konnten. — Weitere Fragen habe ich — für den Augenblick wenigstens — nicht mehr an Sie zu richten. — Wir wollen jetzt die Haushälterin verhören. — Muschall, rufen Sie, bitte, Frau Martens herein. — —“

„Darf ich bei dem Verhör anwesend sein —?“ fragte der Rumäne.

„Ich habe nichts dagegen einzuwenden“, antwortete der Kommissar verbindlich.

Von dem Kriminalwachtmeister geleitet, trat Frau Martens langsam in das Zimmer. Sie brachte ein weißes Bettuch mit, das Muschall über den Körper des Toten deckte.

„Wollen Sie bitte hier Platz nehmen —“ ergriff der Kommissar das Wort und wies auf einen Stuhl vor ihm. Frau Martens setzte sich. „Darf ich nun um Ihren Vornamen bitten —?“

„Maria, Helene —“

„Der Rufname ist wohl Maria —?“

„Jawohl —“

„Wie alt sind Sie —?“

„Neunundvierzig Jahre —“

„Haben Sie das notiert, Muschall —?“ fragte Rademacher.

„Jawohl, Herr Kommissar —“

„Frau Martens —“ wandte sich nun Rademacher ernst an die Haushälterin. „Meine amtliche Eigenschaft ist Ihnen wohl bekannt. — Sie wissen, daß Sie hier die reine Wahrheit sagen müssen, nichts hinzufügen und nichts verschweigen dürfen. Richten Sie also Ihre Aussage bitte gleich so ein, daß Sie solche später mit gutem Gewissen beider können. — Sie sind Katholikin — und würden Ihr Gewissen aufs schwerste belasten, wenn Sie unter Eid die Unwahrheit aussagten. — Außerdem belegt aber auch das weltliche Gericht den wissentlichen Meineid mit schweren Freiheitsstrafen, es steht Zuchthaus darauf. Daß aber auch der fahrlässige Meineid mit Gefängnis bestraft wird, ist Ihnen vielleicht nicht bekannt — —“

„Doch, Herr Kommissar, das weiß ich alles. — Ich bin die Witwe eines Oberlehrers —“

Der Ton Rademachers wurde nun um eine Nuance höflicher und freundlicher. „Nun ja,“ sagte er, „dann sind Sie über diese juristischen Fragen natürlich unterrichtet, nichtsdestoweniger ist es meine Pflicht, Sie nochmals darauf aufmerksam zu machen. — Das wäre nun erledigt. — Frau Martens, es kommt

mir jetzt darauf an, ein möglichst genaues Bild über die Vorgänge hier zu gewinnen, die zur Klärung der Angelegenheit beitragen könnten. Vielleicht erzählen Sie mir mal, was Sie zur Sache wissen —“

„Es ist nicht viel, Herr Kommissar. — Ich bin auch noch so erregt — —“

„Das begreife ich ohne weiteres. Fassen Sie sich und erzählen Sie uns ruhig und ausführlich, was Sie wissen. Auch die geringsten Details sind von Interesse.“

„Soll ich mit den Ereignissen von heute morgen beginnen?“ fragte die Haushälterin.

„Ja, bitte“, erwiderte der Kommissar.

„Nach dem Kaffee, heute vormittag“, sagte Frau Martens, „ging Herr Doktor Seyler sofort in sein Arbeitszimmer —“

„Um welche Zeit war das —?“

„Kurz nach acht Uhr. Er wollte wohl an seinem Serum arbeiten, dessen chemische Formeln, auf dem Papier, er am Abend vorher schriftlich niedergelegt hatte. — Als ich um neun Uhr anklopfte, und fragte, ob ich zum Reinigen kommen könnte, wies er mich kurz ab. Er wolle jetzt nicht gestört sein.“

„Welchen Eindruck machte Herr Doktor Seyler auf Sie —“

„Keinen anderen als sonst auch, kurz angebunden und schroff; Höflichkeit war nie seine starke Seite —“

„Was tat er, als Sie eintraten?“

„Er saß am Schreibtisch und schrieb —“

„Machte er einen besonders aufgeregten oder gar frankten Eindruck —“

„Im Gegenteil. Schon beim Kaffeetrinken war er in so vorzüglicher Laune, wie ich ihn seit Monaten nicht gesehen hatte. Ich freute mich darüber, denn die letzten Tage stand das Barometer bei ihm auf Sturm. — Seine Arbeiten wollten nicht vorwärtskommen. Verschiedene Versuche mißlingen, er war deshalb hypernervös, und konnte wegen jeder Kleinigkeit fürchtbar grob und ausfallend werden. —“



„Auch zu Herrn Doktor Denkandi —?“

„Zu dem ganz besonders. — Herr Doktor Denkandi ist im Gegensatz zu Herrn Doktor Seyler die Ruhe selbst, und da er niemals widerspricht und sich alles ruhig gefallen läßt, ist er der geeignete Blixableiter für Herrn Doktor Seyler, der gewöhnt war, von jeher seine schlechte Laune an seinem Assistenten auszulassen — —“

„Hat es in den letzten Tagen wieder eine derartige Meinungsverschiedenheit zwischen den beiden Herren gegeben —?“

„Meinungsverschiedenheit — —?“ wiederholte Frau Martens, „kann man es eigentlich nicht nennen, der Spektakel ging stets einseitig von Doktor Seyler aus. Aber Krach hat es immer gegeben, besonders die letzten Tage unmittelbar vor dem Kongreß waren schlimm. — Herr Doktor Seyler wollte unbedingt, koste es, was es wolle, sein Serum bis zu diesem Termin fertig haben, und als ihm das nicht zu gelingen schien, war es gar nicht mit ihm auszuhalten. Ich ging ihm nach Möglichkeit aus dem Weg, da ihn schon die Fliege an der Wand störte, so wurde natürlich der ganze Unmut Seylers an dem armen Denkandi ausgelassen — —“

„So, so“, meinte der Kommissar. „Na, fahren Sie nur bitte fort, Frau Martens — —“

„Am Freitag abend gab es spät noch einen furchtbaren Spektakel; weil Herr Doktor Denkandi unvorsichtigerweise ein Präparat fallen ließ, das dadurch in Trümmer ging, auch ein Instrument, wenn ich nicht irre ein Mikroskop, das mit zu Boden gefallen war, hatte Schaden gelitten. — Herr Doktor Seyler war wütend. Ich hörte ihn bis in meine Küche, deren Tür fest geschlossen war, schimpfen und schreien. — Am Samstag vormittag besuchte er dann den Kongreß. Das Mißlingen seiner Absicht, nämlich das Serum zu diesem Tag fertigzustellen, schien ihm sehr zugefegt haben, denn er kam in einer schauderhaften Gemüthsverfassung aus dem Kongreß zurück,

rührte beim Mittagessen keinen Bissen an, und schloß sich dann in sein Zimmer ein. Niemand, auch Doktor Denkandi nicht, wurde vorgelassen. — Ich ängstigte mich um ihn, schlich leise zur Tür seines Arbeitszimmers und schaute durchs Schlüsselloch —“

„Nun — —?“ fragte der Kommissar gespannt.

„Zu Befürchtungen lag kein Grund vor. Herr Doktor Seyler stand an seinem Tisch am Fenster und arbeitete“, antwortete Frau Martens. „Am Abend schien er auch etwas ruhiger. — Er aß eine Kleinigkeit und arbeitete dann wieder, bis in die späte Nacht hinein. Ich mußte ihm einen starken Kaffee brauen und ins Zimmer hinübertragen. — Am Sonntag früh empfing er den Besuch eines jungen Mannes — —“

„Kannten Sie den Herrn —?“ fragte der Kommissar.

„Nein. Ich hielt ihn für einen der Teilnehmer am Kongreß. Er war früher noch nie dagewesen. Die beiden Herren saßen eine Viertelstunde zusammen im Arbeitszimmer und unterhielten sich gedämpft in einer fremden Sprache.“

„War es Französisch oder Englisch —?“ fragte Rademacher.

„Nein, weder das eine noch das andere. Es muß Italienisch oder Spanisch gewesen sein. Vielleicht auch Rumänisch. Die Sprache klang stellenweise hart und scharf wie Russisch, hatte aber viele Vokale, wenigstens soweit ich es feststellen konnte. Ich habe erstens nicht viel verstehen können, weil sie so leise sprachen, und zweitens auch nicht den Hörcher spielen wollen. Dazu hatte ich keine Zeit und dann liegt mir dies auch nicht. — Nach dem Weggang des Herrn schellte mir Herr Doktor Seyler und beauftragte mich, sofort nach Herrn Doktor Denkandi zu telephonieren.“

„Wo wohnt Herr Doktor Denkandi?“

„Gar nicht weit von hier, in der Feldbergstraße 245.“

„Welchen Eindruck machte Herr Doktor Seyler auf sie nach Verlassen des Besuchs. Schien er sehr erregt — —?“

„Darüber kann ich etwas Positives nicht bekunden, da er mir den Rücken kehrte und ich infolgedessen das Gesicht nicht sehen konnte. Außerdem sprach er nur wenige Worte. —“

„Was geschah weiter —“

„Nach einer Viertelstunde kam Herr Doktor Denkandi und blieb zum Mittagessen da. Nachmittags fuhr er dann in einer Familienangelegenheit nach Mülhausen im Elsaß und holte am Montag vormittag Fräulein Brentano in Basel ab, die aus Lausanne zurückkehrte —.“

„Und was tat Herr Doktor Seyler den Rest des Sonntags?“

„Er blieb den ganzen Tag zu Hause und arbeitete ununterbrochen. Ebenso am Montag vormittag. — Am Montag abend gelang es ihm dann endlich die Zusammensetzung des Serums zu ergründen.“

„Wir kommen jetzt zu den heutigen Vorgängen“, sagte der Kommissar. „Erinnern Sie sich bitte genau — Frau Martens. — Wie Sie vorhin sagten, ging Herr Doktor Seyler direkt nach dem Kaffee in sein Arbeitszimmer?“

„Jawohl, so war es.“

„Wer befand sich bei ihm?“

„Niemand, er war allein. — Herr Doktor Bertolineşcu war sofort nach dem Kaffeetrinken zur Bahn gegangen und Herr Doktor Denkandi kommt nur in Ausnahmefällen vor zehn Uhr und war auch heute morgen noch nicht erschienen.“

„Und die Tochter des Herrn Doktor Seyler?“

„Fräulein Brentano wohnte vorübergehend im Hotel, weil hier kein Platz war, sie kam erst, als Herr Doktor Seyler längst tot war.“

„Gut. Erzählen Sie nun bitte, wie sich der weitere Verlauf der Sache abspielte.“

„Um dreiviertel neun Uhr“, fuhr Frau Martens fort, „kam der Briefträger. — Er hatte neben einigen

gewöhnlichen Briefen, die er mir abgab, auch einen Einschreibebrief, dessen Empfang Herr Doktor Seyler durch Unterschrift quittieren mußte. Ich schickte den Briefträger deshalb ins Arbeitszimmer. — Nach einer Minute kam er freudestrahlend wieder heraus und sagte, der Herr Doktor habe ihm fünf Mark Trinkgeld gegeben, damit er sich einen Extraschoppen leisten könne — —.“

„Pfl egte Herr Doktor Seyler immer so splendid zu sein?“

„Nein, im Gegenteil —“

„Wie reimen Sie sich dann diese auffallende Noblesse zusammen?“

„Ich glaube aus Freude, an dem endlichen Gelingen seiner Arbeit.“

„Hm“, machte der Kommissar. „Es wäre aber auch möglich, daß ihm der Einschreibebrief eine besonders angenehme Botschaft gebracht hat.“

„Das glaube ich nicht, Herr Kommissar“, meinte Frau Martens und schüttelte leicht den Kopf. „Es handelte sich nämlich um keinen eigentlichen Brief, sondern um eine Warensendung, die aus jenem Kästchen bestand, das dort am Boden liegt.“

Der Kommissar hob die bezeichnete Schachtel sorgfältig auf und betrachtete sie genau. —

Es war ein niedriger Karton, noch ganz neu, aus dunkelbrauner Pappe, ungefähr 25 cm lang, 10 cm breit und 4—5 cm hoch. Auf dem Deckel, der einige Schritte von dem eigentlichen Kasten entfernt lag, war eine weiße Adresse aufgeklebt, die in Schreibmaschinenschrift die genaue Adresse Dr. Seylers trug. Die Bezeichnung des Absenders fehlte. — Ferner befand sich in der Ecke links unten ein rotumrandertes, kleines weißes Zettelchen, wie sie die Post zum Kenntlichmachen von Einschreibesendungen zu benutzen pflegt. Rechts in der oberen Ecke waren die Freimarken, mit dem Poststempel Frankfurt (Main) 9. Die Sendung war also auf dem Postamt 9, am Hauptbahnhof, aufgegeben, und zwar am 27. Juni 1900, zwischen 7 und 8 Uhr abends. Rechts und

links, neben der Adresse, waren zwei Messingösen zum Durchziehen der Kordel.

Der Kommissar hatte das Kästchen nach Betrachten wieder auf den Boden gelegt, wobei er eifrigt bestrebt war, den Deckel und den Kasten getrennt, haargenau, auf die frühere Stelle zu legen. Dies gebot seine Vorschrift, denn noch waren keine schriftlichen Aufzeichnungen über den Tatort vorgenommen worden.

„Bei unserer Ankunft lag diese Schachtel leer am Boden“, sagte der Kommissar. „Hatten Sie, Frau Martens, von ihrem Inhalt Kenntniß?“

„Nur Vermutungen, Herr Kommissar“, meinte die Haushälterin zögernd. „Ich nehme an, daß sie den reparierten Teil des Mikroskops enthielt, das Herr Doktor Denkandi am Freitag umgeworfen hatte.“

„Wie kamen Sie gerade auf diese Vermutung?“

„Ich schüttelte das Kästchen, bevor ich es Herrn Doktor Seyler hineinragen ließ, mehrere Male hin und her, es mußte sich ein nicht allzu großer Gegenstand darin befunden haben, der den Raum nicht völlig ausfüllte —“

„Sie glauben also nicht, daß Herr Doktor Seyler dem Postboten ein so hohes Trinkgeld gegeben hat, weil er vielleicht die Einschreibesendung dringend benötigte, und sie gerade rechtzeitig ankam?“

„Nein, Herr Kommissar, das halte ich für nicht wahrscheinlich. Derartige Sendungen kamen häufig an, und nie hat Herr Doktor meines Wissens ein Trinkgeld gegeben. — Ich nehme, wie schon bemerkt, viel eher an, daß er sich infolge des endlichen Abschlusses seiner Arbeit in einer gehobenen Stimmung befunden hat und dem Briefträger aus diesem Grunde eine Freude machen wollte. — —“

„Nun gut. Fahren Sie bitte fort. Was geschah nachher?“

„Als der Briefträger das Zimmer verlassen hatte, kehrte ich in die Küche zurück, um Kartoffeln zum Mittagessen zu schälen. — Plötzlich hatte ich das

Empfinden, als kämen aus dem Arbeitszimmer un-  
artikulierte Laute — — Ich eilte auf den Vorplatz.  
— — Richtig. — — Aus dem Zimmer Doktor Seh-  
lers kam ein deutliches Stöhnen. Ich öffnete schnell  
die Tür und blieb vor Schrecken und Entsetzen ge-  
bannt stehen. — — Doktor Seyler lag am Boden!“

„Tot — —?“

„Nein, er atmete noch —“

„Beschreiben Sie nun genau, was Sie sahen.  
Was jetzt kommt, ist sehr wichtig.“

„Ich faßte mich schnell, nachdem ich den ersten  
Schrecken überwunden hatte, und rief den Herrn  
Doktor an. — — Er gab keine Antwort. — Die  
Augen standen starr und weit offen, doch schien mir  
der Augenstern stark verkleinert. — Der Atem ging  
ganz langsam, unregelmäßig, dazwischen stöhnte Seh-  
ler mehrere Male zum Gotterbarmen und sagte leise  
„dolore“ oder so ähnlich. Damit wollte er wohl auf  
Lateinisch zum Ausdruck bringen, daß er starke  
Schmerzen habe. — Seine linke Seite schien gelähmt,  
während die rechte krampfhaft zuckte und bebte. —  
Ich versichere Sie, meine Herren, es war ein Anblick  
zum Gotterbarmen. — Dazu war ich allein im  
Hause, und wußte nicht, wie ich helfen konnte. — —  
Da kam mir ein Gedanke. — Schräg gegenüber von  
uns wohnt der praktische Arzt Doktor Meister, dem  
ich sofort telephonierte, dann klingelte ich Doktor  
Denkandi an, er möge gleich kommen. — Meister  
war zu Hause und erschien nach wenigen Minuten.  
— Er konnte nur den inzwischen eingetretenen Tod  
Sehlers feststellen, und zwar konstatierte er einen  
Schlaganfall. Doktor Denkandi schloß sich später sei-  
ner Ansicht an.“

„Wann erschien Doktor Denkandi?“ fragte der  
Kommissar.

„Knapp fünf Minuten, nachdem ich ihm telepho-  
niert hatte.“

„Schien er durch die Nachricht sehr erregt?“

„Nein, Herr Doktor Denkandi behält in den schwie-  
rigsten Fällen seine orientalische Ruhe.“

„Was tat er nach seinem Erscheinen?“

„Er beugte sich mit Doktor Meister über den Toten, dann besprachen sich die beiden leise, wobei eine Unmenge lateinischer Worte fielen, die ich nicht verstand.“

„Und die Tochter Doktor Seylers?“

„Die kam bald nachher, vielleicht eine Viertelstunde später.“

Rademacher schien einen Augenblick über etwas nachzudenken, dann fragte er:

„Wie lange sind Sie schon in den Diensten Doktor Seylers, Frau Martens?“

„Beinahe zehn Jahre, Herr Kommissar.“

„Dann dürften Sie allerdings den Toten und seine Gewohnheiten genau gekannt haben. — Wie alt ist Herr Doktor Seyler geworden?“

„Zweiundsiebzig oder dreiundsiebzig Jahre.“

„Das ist ein ganz respektables Alter“, meinte der Kommissar. „Neigte der Herr Doktor zu Krankheiten? Ich meine, war er eine gesunde Natur, oder das, was man mit fränkllich bezeichnet —?“

„Er war gesund, und hatte in seinen Jahren noch eine bessere Körperkonstitution, wie mancher Vierzigjährige.“

„Neigung zu Schlaganfällen war also nicht vorhanden. Frau Martens?“

„Mir ist nichts davon bekannt, Herr Kommissar.“

„Muschall!“ wandte sich Rademacher an seinen Wachtmeister. „Machen Sie sich doch mal eine Notiz, bezüglich Doktor Meister, Liebigstraße, er muß zum Verhör geladen werden“, dann richtete er seine Fragen von neuem an Frau Martens.

„Haben Sie sich nicht gewundert, daß Herr Doktor Seyler, der doch Ihrer eigenen Meinung nach, trotz seines hohen Alters einen kerngesunden Körper hatte, innerhalb weniger Minuten an einem Schlaganfall gestorben sein soll —?“

„Eigentlich ja“, meinte die Haushälterin zögernd. „Andererseits hatte sich Herr Doktor Seyler in den letzten Wochen zuviel zugemutet. Er kam den gan-

zen Tag nicht von seiner Arbeit weg, saß nur allzu häufig halbe Nächte lang über seinen Präparaten und Experimenten, und hielt sich nur durch starken Kaffee wach. — Daß derartige Gewaltthaten den stärksten Körper mit der Zeit ruinieren, besonders bei einem Mann im Alter Doktor Seylers, darf niemand wunder nehmen. Dazu kommt noch, daß die Experimente nicht klappen wollten und die ganze Arbeit häufig von Anfang an begonnen werden mußte. Daß es eines Tages zu einem solchen Ende mit Schrecken kommen mußte, habe ich mehr oder weniger vorausgesehen.“

„Sie waren also nicht gerade überrascht, wie der Arzt heute morgen einen Schlaganfall konstatierte?“

„Nein, Herr Kommissar.“

„So ist Ihnen auch noch nicht der Gedanke gekommen, daß Doktor Seyler einem Verbrechen zum Opfer gefallen sein könnte?“

Frau Martens sah den Kommissar überrascht an.

„Einem Verbrechen — —?“ wiederholte sie langsam und zögernd. „Nein — —, an ein Verbrechen kann ich nicht glauben — —“

Aber das Gesicht des Kommissars zuckte ein leises Lächeln:

„Weshalb glauben Sie eigentlich, verehrte Frau Martens, daß ich hierhergekommen bin, und mir die Zeit nehme, ein so langes und eingehendes Verhör mit Ihnen aufzunehmen — —?“

Und als die Haushälterin schwieg, und den Kommissar nur mit großen Augen fragend und etwas besangenen ansah, fuhr dieser fort:

„Ja, die Polizei sieht im allgemeinen doch schärfer als das Publikum und wittert überall ein Verbrechen, manchmal täuscht sie sich, meistens aber nicht.“ Er griff nach dem weißen Zettel: „Kennen Sie die Handschrift Doktor Seylers?“ fragte er.

„Natürlich, Herr Kommissar. Ganz genau.“

„Dann sagen Sie mir bitte, ob Seyler diese Worte geschrieben hat?“



Frau Martens nahm vorsichtig, fast ein wenig ängstlich, das Papier in Empfang, setzte umständlich einen Kneifer auf die Nase, und las — las genau, und eingehend. —

Heftiges Erschrecken malte sich in ihren ehrlichen Zügen.

„Über, Herr Kommissar — —!“ stammelte sie. „Das — — das — — ist doch nicht gut denkbar — — — Mörder — Denkandi — — der Orientale — ? Denkandi ein Mörder — — ? Nein, Herr Kommissar“, sagte sie entschieden. „Das kann nicht sein —.“

Rademacher zuckte die Achseln:

„Ist das Seylers Handschrift oder nicht?“ fragte er. Frau Martens betrachtete den Zettel von neuem.

„Sie könnte es wenigstens sein“, meinte sie etwas unsicher. „Die Schrift ist allerdings sehr flüchtig und undeutlich.“

„Die flüchtige Schrift ist leicht erklärlich, wenn man in Betracht zieht, daß diese wenige Zeilen im Todeskampf auf das Papier geworfen wurden. Ich gebe es zu. Diese wenigen Zeilen enthalten eine furchtbare Anklage, aber, nachdem Sie und übrigens auch Herr Doktor Bertolinescu, die Handschrift Seylers zu erkennen glauben, dürfte die Schuld Doktor Denkandis nahezu erwiesen sein.“

„Herr Kommissar“, sagte die Haushälterin fest und bestimmt. „Hier steht es zwar schwarz auf weiß, aber ich halte es für ausgeschlossen, daß Herr Doktor Denkandi ein Mörder sein soll.“

„Wir sind da allerdings etwas anderer Meinung“, sagte Doktor Bertolinescu etwas spitz. Er hatte bisher schweigend auf dem Sofa gesessen und sich in keiner Weise in das Verhör des Kriminalkommissars hineingemischt.

„Sie sind schon gar nicht maßgebend, Herr Doktor“, erwiderte Frau Martens unwillig. „Bevor Sie Herrn Doktor Denkandi nur gesehen hatten, waren Sie schon gegen ihn eingenommen, nur aus dem Grunde, weil er Jude ist —.“

„Über erlauben Sie mal — —!“ fuhr der Rumäne auf.

„Bitte sehr —!“ sagte Frau Martens gereizt. „Ist es vielleicht nicht so? Haben Sie nicht Herrn Doktor Seyler vom ersten Tag Ihres Hierseins an aufgehekt, sich den semitischen Assistenten vom Leibe zu halten? — Was kann Doktor Denkandi für seine Konfession —? Daß er zufällig von jüdischen Eltern geboren ist, daran ist er doch unschuldig —“

„Konfessionelle oder Rassefragen“, meinte nun der Kommissar ruhig und beschwichtigend, „sind in unserem Falle ganz nebensächlich. — Ich für meine Person halte mich nur an die nackten Tatsachen, und daß dieser Zettel, in der Handschrift des Toten, den Türken stark verdächtigt, müssen Sie doch selbst zugeben.“

Frau Martens schien einen Augenblick nachzudenken. „Ich habe nicht mit Bestimmtheit behauptet, daß Doktor Seyler die belastenden Worte geschrieben hat. Es ist dies noch nicht erwiesen. Richtig ist, daß der Charakter der Schrift der seinen ähnelt, aber eine bestimmte Diagnose wird durch ihre Flüchtigkeit sehr erschwert.“

„Mag sein“, erwiderte der Kommissar gleichmütig. „Abgesehen wurde ja die Möglichkeit, daß Seyler die Worte geschrieben hat, auch schon von anderer Seite eingeräumt. Des weiteren wird sich der sachverständige Graphologe noch mit der Handschriftsbeurteilung zu befassen haben.“

Frau Martens wollte sich nicht überzeugen lassen.

„Mir ist überhaupt nicht klar,“ sagte sie, „warum Herr Doktor Seyler ausgerechnet seine Zuflucht zum Schreiben genommen haben soll, wenn er irgend jemand verdächtigen oder anklagen wollte. Hätte er das nötig gehabt? — Genau so schnell, wie er schreibt, sogar noch schneller, hätte er mich mit einem Druck auf jener Klingel herbeirufen können und mir alles erzählen können.“

Nun mischte sich Bertolinescu wieder in die Debatte.

„Können Sie sich in das Handeln eines Menschen hineinfühlen,“ wandte er ein, „der mit seinem Tode kämpft, dem möglicherweise ein mörderisches Gift in seinen Adern wüthet, und der nur von dem einen Gedanken beherrscht ist, den Namen seines Mörders noch schnell festzuhalten —? Zugegeben, Frau Martens, er hätte Sie rufen können, in seinem Zustand dachte er aber gar nicht an das Naheliegendste, hingegen brachte ihn die Feder und das Papier, das beides vor ihm auf dem Schreibtisch lag, auf die Idee zu schreiben, das erscheint mir als Mediziner mehr als logisch, wenn Sie es auch in Ihrem Laienverstand nicht fassen können. —“

Frau Martens zuckte die Achseln. „Sie werden doch den armen Denkandi —“ wandte sie sich an den Kommissar, „der die Güte selbst ist, nicht verhaften lassen wollen?“

„Noch ist es nicht so weit,“ meinte Rademacher ernst, „aber das weitere steht nicht bei mir, und ich fürchte, daß es ohne die Verhaftung des Türken nicht gehen wird, er ist zu stark belastet. Wissen Sie, ob Doktor Seyler einen Feind hatte, der ihm vielleicht aus irgendwelchen Gründen nach dem Leben trachten konnte —?“ fragte er sodann.

„Nein“ sagte Frau Martens entschieden. Ich kenne niemand, dem ich einen Mord an Doktor Seyler zutrauen möchte. Er lebte sehr zurückgezogen und hatte so gut wie gar keinen Verkehr.“

„Dann wollen wir jetzt Herrn Denkandi hören. — Muschall, wollen Sie den Doktor herüberbitten. Ich danke Ihnen, Frau Martens.“

Die Haushälterin ging. Kurz darauf erschien der Türke unter der Tür.

Rademacher ergriff das Wort. „Ich habe Ihnen als Kriminalkommissar einige Fragen vorzulegen“, sagte er zu Denkandi gewandt. „Wollen Sie antworten?“

„Natürlich“, sagte der Türke ruhig. „Nur fürchte ich, daß ich Ihnen nicht viel erzählen kann, denn mein Kollege Seyler war bei meinem Eintreffen schon tot.“

„Ihr Name ist Denkandi?“ fragte der Kommissar.  
„Mit einem k und d, nicht wahr?“

„Jawohl, Ibrahim Denkandi — Benvenisti!“ antwortete der Türke.

„Ihre Konfession?“

„Israelitisch —“

„Staatszugehörigkeit —?“

„Osmanische —.“

„Beruf —?“

„Dr. med. und Bakteriologe.“

„Ledig oder verheiratet?“

„Ledig —“

„Wo sind Sie geboren —?“

„In Saloniki —.“

„Wie alt sind Sie —?“

„Einunddreißig Jahre —.“

„Waren Sie Soldat?“

„Nein. Aber ich gehöre der Kaiserlich Osmanischen Armee als Militärarzt im Hauptmannsrang an.“

„Gut, Herr Doktor. Nun eine andere Frage. In welchem Verhältnis standen Sie zu dem Toten?“

„Ich bin weder verwandt, noch verschwägert mit ihm.“

„Sie haben meine Frage mißverstanden. Ich meine, ob Sie in einem Abhängigkeitsverhältnis zu Seyler standen. Ob Sie ein bezahlter Arbeiter waren?“

„Nein, ich war sein Assistent bei seinen bakteriologischen Arbeiten, aber natürlich nicht gegen Entgelt.“

„Wie lange haben Sie schon mit dem Toten gemeinschaftlich gearbeitet?“

„Beinahe ein Jahr.“

„In dieser Zeit waren Sie täglich mit ihm zusammen?“

„Jawohl. Fast täglich.“

„Sie sind Arzt, Herr Doktor“, fuhr der Kommissar fort. „Welcher Ursache schreiben Sie Seylers plötzlichen Tod zu?“

„Einem Schlaganfall,“ antwortete Denkandi, „den ja auch ein anderer Kollege, ganz unabhängig von mir, konstatiert hat — —.“

Rademacher machte eine kleine Pause, während welcher Zeit er die Züge des Türken, die ruhig und unbefangen waren, genau studierte.

„Ihr Kollege, Herr Doktor Bertolinescu hier, ist anderer Ansicht“, meinte der Kommissar. „Er vertritt den Standpunkt, daß Herr Doktor Seyler an einem schnellwirkenden Gift verstorben ist.“

Denkandi richtete seine Augen erstaunt auf den Rumänen, der den Blick des Türken kalt erwiderte.

„Diese Ansicht teile ich nicht“, antwortete Denkandi und schüttelte den Kopf. „Sich zu vergiften, dazu hatte Herr Doktor Seyler nicht die geringste Veranlassung —.“

„Von einem Selbstmord ist auch gar nicht die Rede“ meinte der Kommissar, und sah den Türken scharf an. „Ich möchte behaupten, daß Herr Doktor Seyler einem Verbrechen zum Opfer gefallen ist.“

Denkandi schüttelte erneut den Kopf. „Dieser Ansicht kann ich noch weniger beipflichten“, sagte er. „Es wäre geradezu absurd, an ein Verbrechen zu glauben. Wer sollte den alten Mann, der weder Freund noch Feind hatte, ermordet haben. — Außerdem sind, soweit ich es beurteilen konnte, die typischen Symptome eines Schlaganfalls gegeben —.“

„Ich bin kein Fachmann, Herr Doktor. Aber ich habe mir sagen lassen, daß die Anzeichen bei einer Vergiftung auf den ersten Blick ganz ähnliche sein sollen.“

„Sie verirren sich auf das Gebiet der Vermutungen, Herr Kommissar,“ sagte der Türke, „von Vergiftung oder einem anderen Verbrechen kann meines Erachtens gar keine Rede sein. Es fehlt zu dieser Annahme jedes, aber auch jedes plausible Motiv.“

„Da bin ich doch etwas anderer Meinung“, antwortete der Kommissar kalt. „Herr Doktor“, fuhr er ernst fort. „Wir wollen kein Versteck spielen.“

Welche Gründe Sie haben konnten, um Ihren Mitarbeiter zu vergiften, will ich jetzt nicht erörtern. Ich halte mich nur an die nackten Tatsachen. — Sie werden beschuldigt, Herrn Doktor Seyler ermordet zu haben.“

Sechs Augenpaare richteten sich gespannt auf Denkandis Gesicht.

Dieser brauste nicht auf, noch zeigte in seinen Zügen irgendwelche Entrüstung, noch besondere Überraschung.

„Ich — —?“ fragte er nur ruhig. „Ich soll ein Mörder sein. — Herr Kommissar, wenn ich nicht soviel Achtung vor dem Gesetz hätte, würde ich herzlich lachen. So muß ich Ihnen nur mit dem Zitat antworten: ‚Wär‘ der Gedanke nicht so sehr gescheit, man wär‘ versucht, ihn herzlich dumm zu nennen‘ —“

Der Kommissar zog ärgerlich die Brauen zusammen.

„Ihre Kenntniß von Schillers Werken in allen Ehren — —.“

„Bardon —“ unterbrach ihn Denkandi ruhig. „Das Zitat kommt in Goethes ‚Faust‘ vor.“

„Meinetwegen Goethe“, sagte der Kommissar unwillig. „Das Scherzen wird Ihnen schon noch vergehen. Den Beweis Ihrer Schuld habe ich schon in Händen. — Seyler selbst hat Sie vor seinem Tode als Mörder namhaft gemacht.“

„Da bin ich doch begierig, auf welche Weise“, meinte der Türke gleichmütig. „Seyler war schon tot, wie ich erschien. Wie er Ihnen dann erzählt haben könnte, daß ausgerechnet ich sein Mörder sein sollte, ist mir mehr als schleierhaft.“

„Und ihr Ton dem Gesetz gegenüber ist mehr als ungehörig“, sagte der Kommissar, der Mühe hatte, Denkandis Benehmen gegenüber seine Ruhe zu bewahren. — Plötzlich griff er nach dem Zettel, der neben ihm auf dem Tisch lag.

„Die Handschrift Seylers ist Ihnen doch wohl bekannt“, sagte er, „hier lesen Sie; — und nun, beantworten Sie sich, wenn Sie können — —.“

Rademacher tauschte mit Bertolinescu einen kurzen Blick, dann überreichte er dem Türken das Stück Papier.

Dieser las kopfschüttelnd, und gab den Zettel schweigend zurück.

„Nun, was haben Sie darauf zu erwidern?“ fragte der Kommissar.

Denkandi strich sich mit der linken Hand langsam über die Stirn, dann nahm er seine Brille ab und begann sie schweigend mit seinem Taschentuch zu putzen.

„Sie besinnen sich etwas lange auf Antwort“, meinte der Kommissar spöttisch. — Bei ihm stand es nun fest, daß Denkandi schuldig war.

Dieser antwortete endlich:

„Zweierlei wäre möglich —“ meinte er ruhig. „Entweder Seylers Geist muß aus Gründen, deren Erörterung mit wenigen Worten nicht möglich ist, derart gelitten haben, daß er in seinem Todeskampf etwas niedergeschrieben hat, wofür er selbst nicht den geringsten Beweis aufbringen konnte; oder, die zweite Möglichkeit, für mich schon betnahe eine Wahrscheinlichkeit, — der Zettel ist gar nicht von ihm geschrieben worden, und von irgend jemand an den Tatort geschmuggelt worden, der mir Schaden will —.“

„Sie führen sonderbare Dinge zu Ihrer Entlastung an“ meinte nun Bertolinescu höhnisch. „Das Sterbezimmer wurde doch in Ihrer Gegenwart von mir verschlossen und nachher von keinem Menschen mehr betreten — —.“

Denkandi richtete seine großen, dunklen Augen voll auf den Rumänen. „Der Zettel kann schon vorher dort gelegen haben“, sagte er.

„Genug —!“ meinte Rademacher. „Ich wiederhole Ihnen, Herr Doktor, daß ich mich als Polizeibeamter nur an die Tatsachen zu halten habe, und diese Anklage, in des Ermordeten eigener Handschrift, sie wurde von zwei Zeugen als solche erkannt,

belastet Sie aufs schwerste, das müssen Sie doch zugeben —?“

Denkandi schwieg. „Mag sein“, gab er dann ruhig zu. „Jedenfalls habe ich nichts zu gestehen. — Tun Sie Ihre Pflicht, Herr Kommissar. Ich habe nichts zu befürchten. — Die Sektion der Leiche muß die Haltlosigkeit Ihrer Behauptung ergeben. — Was der mysteriöse Zettel zu bedeuten hat, kann ich Ihnen, für den Augenblick wenigstens, nicht sagen. — —“

Ein Geräusch von der Tür her veranlaßte die vier Herren sich umzudrehen.

Hanna Brentano stand in der geöffneten Tür.

Das Mädchen sah erschreckend bleich aus. — Jeder Blutstropfen schien aus ihrem Gesicht gewichen. — Sie hielt sich an der Kante des Schreibtisches fest, und richtete ihre großen, blauen Augen auf Denkandi.

Die beiden Polizeibeamten und der rumänische Arzt hatten sich erhoben.

Der letztere trat auf Hanna zu und wollte ihr stützend den Arm reichen, doch sie wehrte ihn leicht ab.

„Entschuldigen Sie mein Eindringen — —“ wandte sie sich mit leiser, bebender Stimme an Rademacher. Frau Martens erzählte mir alles, — und — ich habe es im Bett nicht mehr ausgehalten — — Ich mußte kommen — —.“

Der Kommissar hatte Hanna einen Stuhl zugeschoben und nötigte sie sanft zum Sitzen.

„Es ist eine traurige Pflicht, die mich hierhergerufen hat, Fräulein Brentano —“ sagte er.

„Mein Vater soll keines natürlichen Todes gestorben sein —?“ fragte das Mädchen tonlos.

„Leider haben wir berechtigten Grund zu der Annahme, daß ein Verbrechen vorliegt —“ antwortete Rademacher.

„Und Herr Doktor Denkandi soll der Mörder sein?“ fragte Hanna. „Unmöglich“, fuhr sie fort. „Ich kann es nicht glauben.“



Zum ersten Male kam Leben in die unbeweglichen Züge des Türken. Er trat auf Hanna zu und reichte ihr die Hand.

„Haben Sie Dank, gnädiges Fräulein“, sagte er. Seine Stimme klang bewegt. „Ich danke Ihnen, daß Sie wenigstens nicht an mir zweifeln.“

Der Kommissar griff von neuem nach dem Zettel.

„Wir haben hier etwas gefunden“, sagte er, „was die Täterschaft des Herrn Doktor Denkandi beinahe ohne Zweifel dastehen läßt. Wollen Sie mir sagen, ob Sie die Schrift Ihres Vaters in diesen Zeilen erkennen —?“

Hanna betrachtete unsicher bald das Stück Papier, bald das unbewegliche Gesicht Denkandis.

Ein heftiges Zittern ging durch ihre Gestalt.

„Diese Schrift — —?“ sagte sie. „Sie ist so flüchtig — — fast unleserlich — —.“

„Vergessen Sie nicht, daß ein Mann, der mit dem Tode kämpfte, diese Zeilen auf das Papier geworfen hat“, warf Bertolinescu ein.

„Ja, — ja —, Sie mögen recht haben — —“ sagte sie fast unhörbar. „Ich, — — ich — glaube ja auch, daß mein Vater diese Zeilen geschrieben hat. — — Er muß sie wohl geschrieben haben — — Wer — hätte es auch sonst tun können —“

„Das genügt —“ meinte der Kommissar.

„Wollen Sie sich nicht wieder niederlegen, gnädiges Fräulein“, sagte Denkandi besorgt, „Sie sind krank, und bedürfen unbedingt der Ruhe — —.“

„Etwas auf die Tat Bezügliches werden Sie uns doch nicht sagen können —?“ meinte der Kommissar.

„Nein — nein — —!“ rief Hanna schauernd aus. „Ich weiß gar nichts. — Ich bin ja auch als Allerletzte hier erschienen. Nein —! Ich kann nichts sagen — —.“

„Herr Doktor“, sagte Rademacher nach kurzem Überlegen. Ich muß Sie bitten, mich zu begleiten. — Vielleicht, daß sich in einigen Tagen schon Ihre Unschuld herausstellt, ich hoffe und wünsche es für Sie. — Aber ich muß meine Pflicht tun.“

„So bin ich also verhaftet — —?“ fragte der Türke und seine Stimme zitterte nun doch ein wenig. Rademacher zuckte bedauernd die Achseln.

„Nicht ich beschuldige Sie, der Tote selbst klagt Sie an. Sie haben es ja auch gelesen: Mörder Denkandi Ben der Orientale. Ein Zweifel an dem Sinn dieser Worte ist nicht möglich — —“

Der Kommissar trat ans Fenster.

Unten auf der Straße standen in kleinen Gruppen ungefähr zwei Duzend Menschen, die sich erregt unterhielten, wobei sie ab und zu einen schnellen, scheuen Blick nach der Seylerschen Wohnung hinaufwarfen.

Da trat der Kommissar vom Fenster zurück.

„Sorgen Sie für einen Wagen, Muschall —!“ gebot er. Dann legte er dem Türken leicht die rechte Hand auf die Schulter und sagte:

„Herr Doktor Denkandi. — Im Namen des Gesetzes, erkläre ich Sie für verhaftet — —.“

## Sechstes Kapitel.

Nach dem Weggang des Polizeibeamten hatte sich Hanna in ihr Zimmer eingeriegelt. Sie wollte niemand sehen, auch Dr. Bertolinescu wurde abgewiesen.

Über auch nach der Verhaftung Denkandis sollte sie noch nicht zur Ruhe kommen.

Wenige Stunden später war schon die Staatsanwaltschaft mit ihrem Stabe zur Stelle. Endlose Protokolle wurden aufgenommen, und die Leiche ihres Vaters, der Schreib- und Arbeitstisch von verschiedenen Seiten photographiert. Später wurde die Leiche Dr. Seylers, auf die der Staatsanwalt vorerst Beschlagnahme legte, abgeholt, um sezirt zu werden.

Neben dem Schmerz um den tragischen Verlust ihres Stiefvaters, verließ Hanna der Gedanke an den armen Denkandi nicht, der ihrer innersten und festesten Überzeugung nach an dem ihm zur Last gelegten Verbrechen ebenso unschuldig war, wie sie selbst.

Dann sprangen ihre Gedanken auf Juan über.

An ihn hatte sie in der Aufregung des Tages überhaupt nicht mehr gedacht. — Was mochte sein sonderbares Benehmen heute morgen zu bedeuten haben? — Noch nie hatte sie den sonst so ruhigen und ernsten Mann in einer so furchtbaren Erregung gesehen, wie heute morgen. Erst seine Hast und Eile, Ihren Vater kennenzulernen, und dann das spurlose Verschwinden aus der Wohnung in der Liebigstraße, war zum mindesten recht seltsam.

Hanna ging langsam zum Fenster, daß sie weit öffnete.

Außer ihr und Frau Martens war niemand in der Wohnung, denn Professor Bertolineſcu war in das nicht allzuweit entfernte Hotel Imperial am Opernplatz übersiedelt. — —

Unten brannte die Mittagſonne auf dem vor Hitze flimmernden Aſphaltpflaſter. — Bei Gott —! Es war kein Vergnügen, ſich in dieſer Glut ins Freie zu wagen. Und dennoch — — Sie mußte Juan auffuchen, und zwar unverzüglich. — Sie wollte Aufklärung über ſein ſeltſames Benehmen von heute vormittag fordern.

Zu ihrem Schrecken teilte die Beſitzerin der Penſion Sylvana Hanna mit, daß Herr de Souza Miranda ſchwer erkrankt ſei. Gegen Mittag ſei er mit ſchwerem Fieber in die Penſion zurückgekehrt und habe ganz irre geſprochen, doch verſtand niemand recht, waſ er wollte, da er ſich in ſeinen Delirien der ſpaniſchen Sprache bediente. Ein eilendſ herbeigerufener Arzt ordnete ſeine ſofortige Überführung nach dem ſtädtiſchen Krankenhaus an, und daſ Sanitätsauto habe ihn vor ungefäh zwei Stunden geholt. „Ob Hanna eine Verwandte deſ Argentinierſ ſei?“ fragte die Penſionsinhaberin. Und alſ daſ Mädchen, unfähig, ein vernünftigeſ Wort hervorzubringen, nur ſchweigend nickte, händigte ihr die Frau den Schlüssel zu Juanaſ Zimmer auſ. Da Herr de Souza Miranda die Miete für zwei Monate im voraus bezahlt habe, bliebe daſ Zimmer natürlich zu ſeiner Verfügung.

Mit der elektriſchen Bahn fuhr Hanna ſofort nach der Paul-Ehrlichſtraße, um Juan im Krankenhaus aufzuſuchen, doch wurde ſie nicht vorgelaſſen. — Der Arzt habe jeglicheſ Beſuch auſſ ſtrengſte verboten. —

Zu einer direkten Gefahr gäbe daſ Befinden deſ Argentinierſ keine Befürchtung, doch ſei ſein Zuſtand, eſ handle ſich vorauſſichtlich um ein ſchwereſ Nervenſieber, immerhin nicht unbedenklich.

Hanna gab ihre Karte ab, erklärte, sie sei selbst Medizinerin und Herr de Souza Miranda ihr Bräutigam. — Sie bat, daß man sie sofort von einer eventuellen Veränderung in seinem Befinden, sei es zum Guten oder zum Schlimmen telephonisch in Kenntniß setzen möge. — —

Halbtot, wie gerädert, kam Hanna wieder zu Hause an, und legte sich, nachdem sie das Zimmer verdunkelt hatte, angekleidet auf ihr Bett.

Zu allem Unglück kam nun auch noch die Krankheit Juans.

In der weiten, großen Stadt hatte sie niemanden, keinen Freund, keinen Bekannten, mit dem sie sich hätte aussprechen können, und ihr Bruder Hartwig konnte vor morgen abend nicht hier sein.

Der einzige, der ihr hätte raten können, war Denkandi, und der benötigte selbst am allerdringendsten der Hilfe. — Armer Denkandi! Er war bestimmt unschuldig, und sie konnte ihm nicht helfen.

Hatte sie denn wirklich niemand, keinen Freund, dem sie sich anvertrauen, der ihr raten und beistehen könnte — — ?

Mit fiebrigen Augen starrte Hanna auf die Deckenmalerei, die sich in dem verdunkelten Zimmer un- deutlich von ihrem helleren Untergrunde abhob.

Und da erschien plötzlich ein ernster, schöner Männerkopf mit wohlgepflegtem Vollbart vor ihrem Geiste. Die großen, etwas schwärmerischen Augen sahen Hanna vorwurfsvoll an. — — Professor Delacoste — — ! Ja, er hatte recht, Hanna Vorwürfe zu machen. Warum hatte sie nicht sofort an ihn gedacht.

Was hatte er ihr vor wenigen Tagen beim Abschied in Lausanne gesagt — — ?

„Ihr Leben liegt klar und heiter vor Ihnen und Ihrer sonnigen Jugend, chere demoiselle, aber es kommen vielleicht auch einmal düstere Tage; und wenn es Sie jemals nach einem treuen Freund und Ratgeber sehnt, dann verfügen Sie voll und

ganz über Ihren alten Professor und treuen Freund Delacoste. — —“

Ja —! Professor Delacoste mußte ihr raten. — Er würde sie nicht im Stiche lassen. — —

Sie sprang auf, und zog die Jalousien in die Höhe, daß das helle Sommerlicht ins Zimmer flutete. Dann setzte sie sich schnell an ihren Schreibtisch.

Die Worte flossen ihr nur so in die Feder, und in dem großen langen Brief nach Lausanne schrieb sich Hanna die Last und das Leid von ihrer Seele. Je länger sie schrieb, desto ruhiger wurde sie, desto freier fühlte sie sich. — Sie wußte, daß die herzlichen Abschiedsworte Delacostes keine hohen konventionellen Phrasen waren, in deren Gebrauch gerade die Franzosen Meister sind, sondern die Worte ihres verehrten Professors, der sich ihr Freund nannte, mußten aus dem Herzen gekommen, mußten ernst gemeint gewesen sein. —

Und ihr Vertrauen sollte tatsächlich nicht getäuscht werden.

In Frankfurt hatte sich in den nächsten Tagen nichts Neues ereignet. Denkandi schmachtete noch immer in Untersuchungshaft und Juan war noch schwer krank, so daß eine persönliche Aussprache mit ihm noch nicht möglich gewesen war. — Bertolineſcu, gegen den Hanna, ohne sich über den Grund Rechenschaft geben zu können, eine starke Abneigung verspürte, weilte auch noch in Frankfurt, und ihr Bruder Hartwig, der zwei Tage vorher von Wilhelmshaven angekommen war, hatte seinen Kommandeur um Nachurlaub gebeten, da die Leiche seines Vaters immer noch in der großen Halle des Sachsenhäuser Friedhofs lag, und von der Staatsanwaltschaft noch nicht zur Bestattung freigegeben worden war.

Endlich lief die sehnlichst erwartete Antwort Delacostes ein.

Hanna hatte den Brief selbst in Empfang genommen und sich mit ihm in ihr Zimmer zurückgezogen.

Vor ihrem Schreibtisch sitzend überflog sie die

engbeschriebenen Seiten feinen Überseepapierß, welche die leichten, feinverchnörkelten, typisch französischen Schriftzüge Delacosteß trugen.

Der Brief gab ihr Trost und neue Hoffnung zugleich.

In seiner herzlichen, verbindlichen Art, versicherte sie Delacoste seiner aufrichtigsten, innigstgefühltesten Teilnahme, und bedauerte, daß es die weite Entfernung verbiete, zu ihr zu eilen und ihr die Hand drücken zu können. — —

„Ich bedauere es um so mehr, chere demoiselle Hanna,“ schrieb er, „fern von Ihnen zu sein, als Sie niemanden haben, der Ihnen in diesen schweren Tagen mit Rat und Tat zur Seite stehen kann, und bin glücklich, Ihnen einen guten Freund empfehlen zu können, bei dem Ihre Angelegenheit in den besten Händen ist, falls Sie sich entschließen wollten, ihn zu konsultieren, wozu ich Ihnen aber dringend raten möchte, denn er ist der einzige, der Ihnen unter den gegebenen Umständen helfen kann.“

Der Herr ist Privatdetektiv in Frankfurt am Main und heißt Doktor Karl Egon Luz. Seine genaue Adresse finden Sie im Telephonverzeichnis oder Adreßbuch Ihrer Stadt.

Mit Herrn Doktor Luz bin ich von Lausanne her gut bekannt und befreundet, er hat hier bei Courvoisier und Reiß Jurisprudenz und Kriminalistik studiert.

Begabt mit einem ganz phänomenalen Scharffinn und einer Intelligenz, die ihn die aussichtslos scheinendsten Kriminalfälle zu einem glücklichen Ende führen ließ, dazu mit dem Benehmen eines vollendeten Gentlemen, ist Herr Doktor Luz unbedingt die geeignetste Persönlichkeit für Sie.

Zwecks Vermeidung, daß er aus Gründen allzustarker Inanspruchnahme Ihnen eventuell seinen Beistand verweigern könne, habe ich es für empfehlenswert erachtet, ihn durch einige Zeilen, die mit gleicher Post abgehen, auf Ihren Besuch vorzubereiten, und ihm streng anbefohlen, meinen lieben, kleinen Schütz-

ling ebenso herzlich und freundschaftlich aufzunehmen, wie mich selbst; getreu dem Grundsatz: „Les amis de mes amis sont mes amis.“ — —“

In tiefe Gedanken versunken saß Hanna eine ganze Weile in ihrem Sessel versunken da.

Sollte sie wirklich einen fremden Herrn mit Ihren Nöten behelligen.

Sie hatte wohl selbst schon daran gedacht, einen Anwalt oder Detektiv zu Rate zu ziehen, war aber immer stets davor zurückgeschreckt, diesen Weg zu beschreiten.

Aber durch ihr Zögern kam Denkandi nicht frei, und die Indizien waren zu gravierende, um bei einem Richter, der sich nur von den Tatsachen bestimmen und nicht durch Gefühle leiten ließ, Zweifel an des Türken Schuld aufkommen zu lassen.

Juan war krank, schwer krank, und konnte ihr weder raten, noch vor allem Aufklärung geben über sein eigenes, seltsames Benehmen.

Bertolinescu war selbst zu sehr von der Schuld Denkandis überzeugt, um irgendwelche Schritte in dessen Interesse zu unternehmen, und auch an ihrem Bruder hatte Hanna keinen großen Rückhalt.

Er durfte sogar nicht einmal etwas davon erfahren, daß sie einen Detektiv zu Rate zu ziehen beabsichtigte, sie war überzeugt davon, daß er in seinem verfeinerten Ehrgefühl einen solchen Schritt nicht billigen würde. Höchstwahrscheinlich würde er sogar das Motiv verkennen, das Hanna trieb, Schritte in der Angelegenheit des Türken zu unternehmen.

Nein — —! Sie mußte die Sache allein ausfechten und beschloß, unverzüglich Doktor Luz aufzusuchen.

Sie hatte das Telephonverzeichnis vom Vorplatz geholt und blätterte nach der Adresse.

„Luther, Lüthi —, Lüttke —, Luz Adam, Luz Friedrich —, Luz, Georg, — hier — Luz, Karl Egon, Dr. jur., Privatdetektiv, St. Margarethenstraße 8, Telephon Amt Hanja 14 736.



Sie notierte sich die Adresse und sah auf die Uhr, dann setzte sie den Strohhut auf, nahm ihre schwarze Autolacktasche unter den Arm und ging.

Denkandi konnte verlangen, daß sie nichts unversucht ließe, um ihn aus seiner entehrenden Haft zu befreien.

Sie sah das blasse Gesicht und die großen schwermütigen Augen des Türken im Geiste vor sich. Er, der seit über einem Jahre treu zu ihrem Vater gehalten hatte, trotzdem es ihm manchmal schwergefallen sein mochte, sich den Launen des alten Herrn zu fügen, er, der um das körperliche Wohlergehen seines alten Kollegen besorgt war, wie um seinen leiblichen Vater, sollte zum Mörder an ihm geworden sein? Nein —! Hanna konnte es nicht glauben.

Schnellen Schrittes hatte sie ihren Weg verfolgt.

Sie war die Bockenheimer Landstraße hinaufgegangen und bog nun links in die Hohenzollernstraße ein. Dort unten, in unmittelbarer Nähe des prächtigen neuen Polizeipräsidiums, zweigte die St. Margaretenstraße ab.

Denkandi mußte unschuldig sein. — Wer aber war der Mörder?

Hanna konnte auf diese Frage, die sie sich in den letzten Tagen unzählige Male vorgelegt hatte, keine befriedigende Antwort finden.

Wer konnte überhaupt an dem Tod des alten Mannes, der wenig Freunde, aber auch keine Feinde hatte, ein Interesse haben?

Trotz des vorgefundenen Zettels war sie noch gar nicht überzeugt, daß überhaupt ein Verbrechen vorlag.

Bertolinescu hatte den Verdacht geäußert, und der Kriminalkommissar begreiflicherweise den Gedanken sofort aufgegriffen. Einen Vorwurf konnte man ihm dafür gar nicht machen, denn das gehörte schließlich zu seinem Geschäft.

Der Gerichtsarzt, der mit dem Untersuchungsrichter später erschienen war, hatte zwar auch die Ansicht

vertreten, daß Seyler einem Verbrechen zum Opfer gefallen sei, mußte sich aber die Beweisführung bis nach erfolgter Sezierung der Leiche aufheben.

Nun war Hanna an ihrem Ziele angelangt. Herr Doktor Luz würde schon Licht in die dunkle Angelegenheit bringen.

Sie setzte das größte Vertrauen in den von Delacoste empfohlenen Detektiv, bevor sie ihn überhaupt gesehen hatte.

Hanna betrat das Haus und stieg die Treppe zum ersten Stock hinauf.

Auf einem kleinen Messingschild las sie den Namen Dr. Karl Egon Luz. — Dort zog sie die Klingel.

Eine Frau öffnete und hieß sie in eine Art Salon eintreten.

Der Raum, der mit vornehmer Eleganz möbliert war, hatte gar nichts von dem Durchschnittszimmer eines Juristen an sich. Einige wenige, aber kostbare Stiche, meist aus der griechischen Mythologie, hingen an den Wänden. Auf dem großen runden Eichentisch in der Mitte des Zimmers lagen mehrere in Leder gebundene Bücher. Gedichte von Heine, Rückert, Eckstein.

Während Hanna einen herrlichen Stahlstich, das Urteil des Paris darstellend, betrachtete, öffnete sich von unsichtbarer Hand, fast lautlos, die Tür zum Nebenzimmer und eine männliche Stimme rief:

„Darf ich bitten —!“

Überrascht griff Hanna nach ihrer Handtasche und betrat das Zimmer.

Was ihr sonst in die Augen fiel, waren die vielen, vielen Bücher, die ringsum die Wände bedeckten. Außerdem bemerkte sie zu ihrem Erstaunen eine Anzahl kostspieliger Instrumente, wie sie Mediziner und vielleicht auch teilweise Chemiker zu benutzen pflegten. Dann erst fiel ihr Blick auf einen Herrn, der sich bei ihrem Eintritt von einem großen Schreibtisch erhoben hatte.

Er deutete auf einen Sessel neben dem Schreibtisch und sagte höflich:

„Darf ich bitten, Platz zu nehmen, Fräulein Brentano. — —“

Überrascht sah Hanna auf den jungen Herrn, der sie mit dem Namen angeredet hatte.

Er mochte kaum die Zwanzig überschritten haben, war gut, sogar elegant gekleidet und hatte ein bartloses, ausdrucksvolles Gesicht, das an einen Schauspieler erinnerte.

Hanna hatte der Aufforderung, Platz zu nehmen, Folge geleistet. Sie sah ihr Gegenüber etwas unsicher an und sagte zögernd:

„Verzeihung, ich möchte gern Herrn Doktor Luk sprechen. —“

„Der steht vor Ihnen —“, sagte der Herr lächelnd. „Ich gehe doch nicht fehl, wenn ich Fräulein Brentano in Ihnen vermute?“

Hanna betrachtete ihr Gegenüber nun aufmerk-  
samer.

Bei genauem Zusehen merkte man doch, daß Herr Doktor Luk etwas älter war, als er schien, immerhin, so jung, er mochte im günstigsten Falle achtundzwanzig Jahre zählen, hätte sich Hanna den Detektiv nicht vorgestellt.

„Wollen Sie nicht Platz nehmen?“ forderte sie Luk noch einmal auf. „Sie scheinen überrascht zu sein, daß ich, ohne Ihre Namensnennung abzuwarten, bereits wußte, mit wem ich die Ehre habe. Da Ihre Tasche die deutlich sichtbaren Initialen H. B. trägt, und ich Ihren Besuch heute morgen erwartete, war dieser Rückschluß nicht allzu schwer. —“

„Sie haben auf meinen Besuch gerechnet?“ fragte Hanna, die es sich inzwischen in ihrem Lehnstuhl bequem gemacht hatte.

„Jawohl, gnädiges Fräulein. Ich erhielt heute vormittag einen Brief meines Freundes Louis Delacoste aus Lausanne, worin mir Ihr Besuch abisert wurde. Ich bin aus diesem Grunde auch zu Hause geblieben, denn Ihre Geschichte interessiert mich.“

„So kennen Sie bereits den Zweck meines Besuches?“

„Ich vermute ihn wenigstens. Er dürfte mit dem Tod Ihres Stiefvaters in Zusammenhang stehen.“

„So ist es, Herr Doktor“, sagte Hanna, die zu der ruhigen, bescheidenen und doch sicheren Art des Detektivs Vertrauen zu fassen begann. „Herr Doktor,“ fuhr sie fort, „wenn Sie durch die Zeitungen, oder vielleicht auch durch Ihre Beziehungen zu der Polizei über die Umstände, unter denen der Tod meines Vaters erfolgt ist, orientiert sind, so ist Ihnen sicher auch bekannt, daß die Kriminalpolizei den Assistenten meines Vaters unter dem Verdacht des Mordes festgenommen hat. — Diesem Herrn gilt eigentlich mein Besuch bei Ihnen. — Ich lege jedoch besonderen Wert auf die Betonung der Tatsache, daß ich zu dem Assistenten meines Vaters in keinen näheren Beziehungen stehe, und die Bitte um Ihre liebenswürdige Hilfe nur meinem Gerechtigkeitsgefühl entspringt, denn obgleich alle Umstände gegen diesen Herrn Doktor Denkandi sprechen, so bin ich persönlich an seiner völligen Unschuld an dem gemeinen Verbrechen, das ihm die Polizei zur Last legt, überzeugt. —“

Lutz lächelte leise. „Qui s'excuse s'accuse“, dachte er, laut sagte er:

„Gnädiges Fräulein, zur Vereinfachung dürfte es sich vielleicht empfehlen, wenn Sie mir die Tatsachen von Anbeginn an erzählen würden. Nachher werde ich Ihnen dann sagen können, ob ich Ihnen dienen kann oder nicht. —“

Hanna nickte zustimmend und begann langsam mit ihrem Bericht.

Sie fing mit ihrem Zusammentreffen und der Unterredung mit Denkandi in Basel an, schilderte dann eingehend die Vorgänge, die sich vor und nach der Auffindung der Leiche abspielten, die erregte Debatte Bertolinezscus mit Denkandi und die Untersuchung des Kriminalkommissars, die mit der Verhaftung des Türken endete. Sie schloß mit der

nochmaligen Versicherung, daß sie Denkandi trotz aller Indizien für unschuldig halten müsse, schon aus dem Grunde, daß sie kein stichhaltiges Motiv für eine derartige Handlungsweise finden könne.

Luß unterbrach den Bericht Hannas mit keinem Wort. — Er hatte die Hände leicht über seinem rechten Knie verschränkt und mit gesenkten Augenlidern aufmerksam zugehört.

Nachdem Hanna geendet hatte, stand er langsam auf und trat zum Fenster. Dort verharrte er, die Hände über der Brust verschränkt, einige Sekunden in stillem Schweigen.

Hanna hatte inzwischen den Detektiv aufmerksam beobachtet, sie glaubte, daß er nun eine größere Anzahl Fragen an sie richten würde, sah sich jedoch zu ihrem Erstaunen getäuscht.

Luß hatte nur einen kleinen Notizblock aus seiner Tasche gezogen und machte sich eine kurze Notiz.

„Der Nervus rerum der ganzen Sache ist,“ sagte er nachdenklich, „daß die Polizei in dem vorgefundenen Zettel eine Anklage gegen Herrn Denkandi herauszulesen glaubt, und dann natürlich ganz folgerichtig zu seiner Verhaftung schreiten mußte. Dem unbefangenen Beurteiler werfen sich nun zwei Fragen auf, eine so bedeutungsvoll und wichtig wie die andere.

Erstens: Lautet der Inhalt tatsächlich so, wie ihn der Kommissar zu entziffern glauben mußte?

Zweitens: War Ihr Herr Vater der Schreiber deszettels?“

„Leider dürfte an der einseitigen Deutlichkeit des Inhalts nicht zu zweifeln sein —“, meinte Hanna.

„Ich habe den Zettel selbst gelesen und einen anderen Sinn als: Mörder Denkandi Ben der Orientale, läßt das Papier kaum zu. — Und daß mein Vater selbst der Schreiber war, ist zwar nicht erwiesen, aber die Schriftzüge ähneln jedenfalls meines Vaters Handschrift derart, daß jeder objektive Beurteiler, der sich nicht durch Sentiments beeinflussen läßt, an die Schuld des Türken glauben wird. — Ich

fürchte in der That, daß es um den armen Denkandi schlimm steht. —“

„Jezce Polska nie zgjnela — —“, sagte Luk halblaut.

„Was bedeuten diese Worte, Herr Doktor?“ fragte Hanna.

„Das ist Polnisch, und heißt auf Deutsch: Noch ist Polen nicht verloren. — Auf unseren Fall übertragen, noch ist Denkandi nicht verurteilt. — — Könnten Sie mir“, fuhr Luk nach einer kleinen Pause fort, „eine Handschriftprobe Ihres Herrn Vaters verschaffen?“

Hanna kramte in ihrer Handtasche. „Ich habe zufällig einen Brief bei mir, den mir mein Vater vorige Woche nach Lausanne gesandt hat.“

„Das ist gut“, meinte Luk befriedigt, nahm mit der rechten Hand den Brief in Empfang und griff gleichzeitig mit der Linken nach dem Hörer des auf dem Tisch vor ihm stehenden Telephons.

„Entschuldigen Sie, bitte, einen Augenblick, Fräulein Brentano“, sagte er.

Das Amt meldete sich.

„Fräulein,“ rief Luk in den Apparat, „bitte, das Polizeipräsidium —!“

Kleine Pause, dann kam das Polizeipräsidium.

„Bitte, die Abteilung sieben.“

Wieder eine Pause.

„Hier Doktor Luk. — Ist Herr Kommissar Fischer anwesend?“

Wieder dauerte es eine kleine Weile, bis der Verlangte erschien.

„Hier ist Luk. — Herr Fischer, ich möchte Sie gern sprechen. — — Jawohl, es ist eilig. — — Wie bitte — ? — — Jawohl, ich komme sofort hinüber. — — Wie bitte — —?“ Luk lachte. „Sie haben es erraten. Es handelt sich um den Fall Sehler. — — Das erzähle ich Ihnen alles persönlich, ich habe gerade Besuch. — — In zehn Minuten bin ich drüben. — Auf Wiedersehen. — —“

Luz hängte den Hörer ein und wandte sich wieder an Fräulein Brentano.

„Die Sache ist eingeleitet, gnädiges Fräulein“, sagte er. „Den Brief behalte ich mit Ihrer Erlaubnis hier und heute nachmittag komme ich zu Ihnen. — Paßt es direkt nach dem Essen —?“

„Ich bleibe den ganzen Tag zu Hause“, antwortete Hanna. „Sie sind jederzeit willkommen. — —“

Bei diesen Worten reichte Hanna dem Detektiv die Hand, die dieser herzlich drückte, nahm ihre Tasche unter den Arm und ging. — —

## Siebentes Kapitel.

Kommissar Fischer, der Leiter und Vorstand der Abteilung sieben des Frankfurter Polizeipräsidiums, war erst gegen einhalb elf Uhr in sein Bureau gekommen.

Er warf einen kurzen Blick auf die Neueingänge, die sich auf seinem Schreibtisch angehäuft hatten, denn über Arbeitsmangel hatte die Frankfurter Kriminalpolizei nicht zu klagen. Dann stopfte er sich gemächlich seine Pfeife, ohne die er, wie er stets behauptete, keine geistige Arbeit leisten konnte.

Ein uniformierter Schutzmann war eingetreten und hatte einen neuen Stoß Akten leise auf den Tisch vor Fischer niedergelegt.

Der Kommissar griff nach dem obersten Faszikel.

„Fall Denkandi!“ — Dann rief er in das Nebenzimmer:

„Ist Kommissar Rademacher anwesend —?“

„Jawohl!“ tönte es zurück.

„Bitten Sie ihn mal herüber.“

Kurz darauf betrat Kommissar Rademacher das Zimmer seines Vorgesetzten.

„Morgen, Herr Rademacher“, begrüßte ihn Fischer.

„Ich habe hier die Akten Denkandi. — Wie weit ist die Sache eigentlich gediehen?“

„Von unserer Seite fertig, — —“ antwortete Rademacher, der sich einen Stuhl herbeigezogen und auf die Aufforderung Fischers hin Platz genommen hatte. „Das weitere ist nun Sache der Staatsanwaltschaft. —“



„Die Schuld des türkischen Assistenten scheint also erwiesen?“

Rademacher zuckte leise die Achseln.

„Er leugnet nach wie vor. Behauptet, keine Ahnung zu haben, wie der Ermordete dazu kommen konnte, ihn als Mörder anzugeben. Aber sein Leugnen wird ihm wenig nützen. — Gestern wurde die Sektion der Leiche vorgenommen, die unsere Vermutung, daß es sich um ein Verbrechen, und zwar tatsächlich um einen Giftmord handelt, bestätigt hat.“

„Gut“, — sagte Fischer. „Dann geben wir die Akten gleich weiter. Was weg ist, ist weg. — —“

Er griff nach einem andern Aktenstück, als ein Beamter eintrat.

„Herr Kommissar, Sie werden am Telephon verlangt, —“ meldete er.

Fischer verschwand im Nebenzimmer und kam nach kurzer Zeit wieder zurück.

Ein leises Lächeln lag auf seinen Lippen.

„Wir bekommen gleich Besuch, Rademacher“, sagte er. „Raten Sie mal, wer — —?“

„Der Ungeredete sah seinen Vorgesetzten fragend an.

„Dr. Luk — —“ antwortete dieser und holte das zur Seite gelegte Aktenstück wieder herbei. „Er interessiert sich für den Fall Denkandi. — — Schon faul — —!“

„An dem Ergebnis unserer Ermittlungen wird auch Herr Luk nichts ändern können“, — meinte Rademacher ruhig.

Fischer lachte leise: „Frohlocken Sie nicht zu früh, — Luk ist imstande und wirft Ihre schönste Beweisführung über den Haufen. — Den Herrn kenne ich ein wenig besser als Sie. — —“

„Die Schuld Denkandis liegt so klar auf der Hand“, antwortete Rademacher, „daß sogar Herr Doktor Luk sich mit dieser Tatsache abfinden muß.“

„Wollen's abwarten“ meinte Fischer skeptisch. „Wenn Luk irgendwo seine Hände drinnen hat, mache ich mich stets auf Überraschungen gefaßt. —“

Wenige Minuten später erschien Dr. Luz im Bureau.

Er grüßte Fischer, mit dem er seit längerer Zeit gut bekannt war, herzlich, reichte Rademacher die Hand und nahm Platz.

Fischer hatte, ohne ein Wort zu verlieren, das Aktenstück vorgenommen und das Protokoll des Untersuchungsrichters aufgeschlagen.

„Sie haben ja die Akten schon zur Hand,“ sagte Luz lächelnd, „das nenne ich prompte Arbeit.“

„Die Akten lagen bereits hier und sollten gerade an die Staatsanwaltschaft zurückgegeben werden. Wenn Sie noch schnell Einblick nehmen wollen?“

„Es wird wohl kaum nötig sein“, meinte Luz. „Vorerst wenigstens nicht. Fräulein Brentano, die mich vor einigen Minuten verließ, hat mir so ziemlich alles erzählt, was mich vorläufig interessiert. — Wer von Ihnen hat die Untersuchung seitens der Kriminalpolizei geführt — —?“

„Hier, Herr Rademacher.“

„Sie sind natürlich von der Schuld des Türken fest überzeugt, Herr Rademacher — —?“ fragte Luz.

„Rein objektiver Beurteiler wird daran zweifeln können, um so weniger als eine schriftliche Anklage des Ermordeten vorliegt.“

„Kann ich den ominösen Zettel einmal sehen?“

Fischer blätterte schon in den Akten und wies mit dem Finger auf das Stück Papier, das Denksandi so schwer belastete.

Luz hatte den Brief Hannas aus der Tasche gezogen und verglich prüfend die beiden Schriften, während die zwei Polizeibeamten ihre Blicke gespannt auf den Privatdetektiv richteten.

Dieser hatte nach Untersuchung des Schriftstückes die Stirn in ernste Falten gelegt und sah schweigend vor sich hin.

„Wer hat die Öffnung der Leiche vorgenommen?“ fragte er schließlich.

Dr. Marx und Dr. Hixinger“, antwortete Fischer.

„Welchen Befund hat die Sektion ergeben —?“  
„Tod durch ein schnellwirkendes, äußerst starkes Gift. Es wurde die sogenannte Hämolyse festgestellt, d. h. die Blutuntersuchung hat ergeben, daß die roten Blutkörperchen aufgelöst wurden. Das Gift scheint in die Pulsader der rechten Hand eingespritzt worden zu sein. —“

„Das Instrument, das wahrscheinlich zu dem Verbrechen benutzt wurde,“ schaltete Rademacher ein, „befindet sich übrigens in den Händen der Staatsanwaltschaft. Es ist eine kleine, präzise gearbeitete Injektionspritze von vielleicht drei Kubikzentimetern Inhalt. Die Spritze gehörte Dr. Denkandi und enthielt noch einige Tropfen einer farblosen, wässrigen Flüssigkeit, die dem Gerichtschemiker zur Untersuchung gegeben wurde. — —“

„Die Untersuchung ist noch nicht abgeschlossen?“

„Nein. —“

„Wollen Sie mir bitte das Gutachten der Gerichtsarzte vorlesen, —“ bat Luz.

Fischer blätterte von neuem in den Akten und schlug einen dichtbeschriebenen Bogen auf.

„Die einleitenden Angaben, Größenverhältnisse der Leiche und andere Messungen interessieren Sie wohl kaum?“ meinte er. „Über hier. — Wichtig erscheint vor allem, daß keine Leichenstarre eingetreten ist. — Weiter, die linke Herzkammer ist leer. Die rechte Herzkammer ist mit teerartigem, locker geronnenem Blut angefüllt. — Die Leber und Lunge erscheinen sehr blutreich. — Erstere ist stark geschwollen und dunkel gefärbt. — Die Gefäße der Hirnhäute und das Gehirn selbst sind mit dunklem Blut strotzend gefüllt. — —“

„Die Symptome einer Vergiftung sind wohl gegeben“, meinte Luz nachdenklich.

„Gewiß“, sagte Rademacher. „Und der beste Beweis für die Schuld Denkandis scheint mir das Aussehen der rechten Handwurzel zu bieten. Direkt auf der Pulsader fand sich bei der Sektion der Leiche eine kleine, blaue Stelle, die stark ange-

geschwollen war. Dort wurde nach Ansicht der Ärzte die Injektionspritze mit dem tödlichen Gift eingeführt. — Die Schuld Denkandis, lieber Herr Doktor, liegt zu klar. — —“

„Doch nicht so ganz, meine Herren, — —“ meinte Luz ruhig.

Die beiden Kriminalisten sahen den Detektiv überrascht und erwartungsvoll an.

„Vor allen Dingen eine Frage, — eine sehr wichtige Frage: Das Motiv zur Tat? — Warum soll Denkandi Seyler ermordet haben.“

„Um das Serum allein ausbeuten zu können, —“ antwortete Rademacher, „beziehungsweise um den Ruhm der Erfindung für sich in Anspruch nehmen zu können.“

„Daran glauben Sie doch selbst nicht — —!“ meinte Luz ruhig. „Alle interessierten Kreise wußten, daß Seyler und Denkandi monatelang zusammen an der Entdeckung gearbeitet haben. Denkandi des Mordes zu verdächtigen wäre ein um so größerer Nonsens, als das Serum am Abend zuvor fertiggestellt wurde, und am folgenden Morgen stirbt der eine der Entdecker an Gift. — Das wäre die eine große Unwahrscheinlichkeit. — Nun kommt aber die Hauptsache. — Wie denken Sie sich eigentlich, Herr Rademacher, die Ausführung des Verbrechens, wenn wir daran einmal festhalten, daß überhaupt ein Verbrechen begangen wurde. — — Das Gift soll nach dem Gutachten der beiden Sachverständigen, zweier Autoritäten auf dem Gebiet der gerichtlichen Medizin, ein sehr starkes, schnellwirkendes gewesen sein. — Nun hat die Haushälterin Herrn Dr. Seyler um 9 Uhr noch lebend gesehen, um  $\frac{1}{2}$  10 Uhr muß er auch noch gesund, sogar in bester Laune gewesen sein. Beweis: das splendide Trinkgeld an den Postboten. Wenige Minuten später lag er tot am Boden und neben ihm ein Zettel, der seinen Assistenten Denkandi des Mordes bezichtigt. — — Nun ist aber erwiesen, daß der Türke um diese Zeit in seiner Wohnung war. Die Haushälterin hat ihn

selbst am Telephon gesprochen, und seine Wirtzleute werden diese Tatsache auf Befragen wohl auch bezeugen können. Als er in die Wohnung Seylers kam, war dieser längst tot. — Nun frage ich Sie, Herr Rademacher, wann hätte Denkandi Seyler das Gift beibringen können? Vielleicht am Abend vorher, als er ihn verließ. —? Das erscheint aber doch bei dessen mörderischen und schnellen Wirkung als ganz ausgeschlossen.“

Fischer warf Rademacher einen schnellen Blick zu. Rademacher war den Ausführungen Dr. Luz's mit Spannung gefolgt, ohne eine Entgegnung finden zu können. —

„Ja, — aber die Anklage Seylers — der Zettel — —.“

Über dessen Sinn und Bedeutung bin ich mir nicht klar,“ meinte Luz, „noch nicht klar“, fügte er hinzu. „Denn ich hoffe, bald mehr zu wissen. Soviel möchte ich Ihnen jetzt schon bemerken, daß ich entgegen Ihrer Ansicht Seyler nicht für den Schreiber halte. — Sehen Sie, bitte. Ich habe hier einen Originalbrief von ihm, den mir seine Tochter vorhin mitbrachte. —“

Die beiden Kriminalbeamten beugten sich interessiert über den Briefumschlag, den Luz auf den Tisch gelegt hatte.

Dieser fuhr fort:

„Die Größe der Buchstaben, die flüchtige Art und die Lage stimmen mit der Schrift auf dem Zettel ziemlich überein. Auch die beiden großen M hier in Mörder und dort in Villa Monrepos haben eine gewisse Ähnlichkeit zusammen. Was mich aber stutzig macht und starke Zweifel aufsteigen läßt, daß Seyler der Schreiber sein soll, sind die lateinischen Buchstaben auf dem Zettel. — Seyler bedient sich, wie fast alle Gelehrten, durchweg der deutschen Lettern. — Warum soll er ausgerechnet in seinem Todekampf, wo doch eine freie Willensäußerung mehr oder weniger ausgeschaltet scheint, gerade von dieser Gewohnheit abgewichen sein —?“

Fischer konnte, trotz des Ernstes der Lage, ein leichtes Lächeln nicht unterdrücken.

„Na, Herr Rademacher —? sagte er zu seinem Kollegen. „Was habe ich Ihnen vorhin gesagt —? Wo bleibt Ihre Beweisführung? — Wenn Luk irgendwo seine Nase hineinsteckt, dann lasse ich schon die Finger davon. —“

Luk schüttelte leise den Kopf.

„Überschätzen Sie meine Arbeit nicht, lieber Fischer. Das wäre der größte Fehler. Noch ist das Verbrechen in keiner Weise aufgeklärt. — Noch ist nicht die geringste Spur entdeckt. — —“

Rademacher hatte seinen Kneifer abgenommen und bearbeitete mit seinem Taschentuch nervös die Gläser.

„Verbrechen!“ wiederholte er, das Wort aufgreifend. „Von einem Verbrechen sind Sie aber auch überzeugt. Daß ein Unglücksfall oder ein Selbstmord vorliegen könnte, halten Sie wohl auch für ausgeschlossen?“

„Eine Meinung jetzt schon zu äußern wäre verfrüht und vielleicht auch verfehlt,“ antwortete Luk, „aber,“ fuhr er ernst fort, nachdem er den Zettel noch einmal genau betrachtet hatte, „ich glaube mich Ihrer Ansicht, daß ein Verbrechen vorliegt, anschließen zu können, wenn ich auch schon beinahe überzeugt bin, daß der Täter ganz wo anders zu suchen ist als da, wo Sie ihn zu finden glaubten. Ich befürchte, daß uns noch große Überraschungen bevorstehen. — —“

„Was geschieht nun — —?“ fragte Rademacher.

„Lokalaugenschein, —“ meinte Luk und stand auf.

„Ich gehe heute nachmittag in Seylers Wohnung.“

„Darf ich mit —?“ fragte Rademacher.

„Selbstverständlich!“ antwortete Luk.

„Und ich komme natürlich auch“, meinte Fischer entschieden.

„Die Versicherung, daß ich auf Ihre Gegenwart ganz besonderen Wert lege, erübrigt sich wohl, —“ meinte Luk lächelnd.

„Dann sind wir wieder einmal einig. —“ sagte

Fischer und strich sich seinen blonden Vollbart. „Soll ich die Akten mitbringen.“

„Ich hätte sie gerne vorher noch einmal studiert, vielleicht kann ich sie bis heute nachmittag haben“, meinte Luz.

Fischer lächelte. „Eigentlich ist das ja verboten. Aber wenn Sie mir versprechen wollen, die Akten bis heute nachmittag wieder mitzubringen, — so lange kann ich sie schon entbehren.“

„Einderstanden“, sagte Luz. „Darf ich die Herren dann um zwei Uhr bei mir erwarten —?“

„Einderstanden“, sagte Fischer. — —

## Achtes Kapitel.

Pünktlich um zwei Uhr klingelten Luß und die beiden Polizeibeamten an der Wohnungstür Dr. Seylers.

Frau Martens öffnete und führte die Herren nach dem Salon, wo Hanna und ihr Bruder bereits wartend saßen.

Der letztere hatte seine Uniform mit einem dunklen Zivilanzug vertauscht. Er war mehrere Jahre älter als Hanna und hatte bis auf die großen blauen Augen äußerlich wenig mit seiner Schwester gemein.

Nachdem Luß den Kommissar Fischer vorgestellt und Hanna ihren Bruder, der sich schweigend und etwas reserviert verneigte, bekannt gemacht hatte, sprach Luß die Bitte aus, sogleich das Arbeitszimmer Seylers besichtigen zu dürfen.

An der Tür bat er die anderen, zurückzubleiben und ging dann langsamen Schrittes bis zur Mitte des Zimmers, wo er still stehenblieb und sich nach allen vier Seiten umblickte. Hanna und ihr Bruder sowie die beiden Kommissare waren wunschgemäß innerhalb des Raumes, aber an der Tür, stehen geblieben.

Die Fenster des Zimmers waren fest geschlossen und die Vorhänge zugezogen.

Luß zog die Nase hoch. „Was für ein sonderbarer, unangenehmer Geruch — —!“ murmelte er. Dann wandte er sich an Rademacher mit der Bitte, ihm die Stelle zu zeigen, wo Seylers Leiche und



das Stück Papier, das die Anklage gegen Denkandt enthielt, gelegen hatte.

Der Kommissar kam der Bitte nach und Luß trat zu der bezeichneten Stelle, wo er den Boden schweigend und aufmerksam erst mit freien Augen, dann mit einer großen Lupe, die er aus der Tasche gezogen hatte, untersuchte.

„Im Zimmer ist doch nichts verändert worden?“ fragte er, ohne sich vom Boden zu erheben.

„Nein,“ antwortete Hanna leise, „es ist alles so geblieben wie es war und wo es war.“

„Auch auf dem Schreibtisch, Fräulein Brentano?“

„Auch dort. Herr Doktor —.“

Der Detektiv erhob sich nun wieder vom Boden und trat auf den Schreibtisch zu, dessen Platte er aufmerksam betrachtete. Einige der darauf liegenden Bücher und Papiere nahm er sorgfältig in die Hand und zeigte besonders für mehrere medizinische Präparate ein größeres Interesse. Eine kleine Kristallflasche mit Glasverschluß nahm er auf, öffnete vorsichtig den Verschluß und roch daran. — Dann schüttelte er leise den Kopf.

Die beiden Geschwister und vor allem die Polizeibeamten folgten der Untersuchung des Detektivs mit atemloser Spannung.

Dieser hatte sich unterdessen auf den Sessel Seylers niedergelassen und blieb, die Augen auf das Muster des Teppichs geheftet, mehrere Minuten schweigend und nachdenklich sitzen. —

Plötzlich stand er auf und griff nach einem Federhalter, der in einem zu einem Drittel mit kleinen blauen Glasperlen angefüllten Kristallbehälter vor ihm auf der Tischplatte stand.

„Wenn ich nicht irre ist das wohl der Halter, den Herr Dr. Seyler zu benutzen pflegte?“

„Ich glaube ja,“ antwortete Hanna, „aber Sie gestatten vielleicht, daß ich Frau Martens hereinbitte, sie kann Ihnen auf manche Fragen besser Auskunft geben als ich. —“

Die Haushälterin kam und bestätigte Hannas Angabe.

Luz betrachtete die Feder genau, tauchte sie dann in das vor ihm stehende Tintenfaß und warf einige Worte auf ein Stück Papier.

„Pfliegte Herr Doktor Seyler bei seinen schriftlichen Arbeiten vielleicht einen Füllfederhalter zu benützen?“ fragte er die Haushälterin.

„Nein,“ antwortete diese, „mir ist gar nichts davon bekannt, daß er überhaupt einen Füllfederhalter besaß.“

Luz nickte leise. „Herr Rademacher,“ sagte er dann, „wollen Sie bitte den ominösen Zettel herüberreichen —?“

Fischer öffnete die Mappe, in welcher Luz die Handakten des Falles Denkandi wieder mitgebracht hatte und legte das verlangte Stück Papier vor Luz auf den Tisch.

Der Detektiv überprüfte den Inhalt nochmals genau, verglich die Schrift auf dem Zettel mit den Worten, die er soeben selbst niedergeschrieben hatte und stand langsam auf.

„Fräulein Brentano,“ sagte er ruhig, „ich teile Ihre Überzeugung, daß Herr Denkandi an dem ihm zur Last gelegten Verbrechen unschuldig ist. — —“

Ein kurzes Aufleuchten ging über Hannas Züge, machte aber sogleich wieder einer gewissen Bangigkeit Platz.

„So glauben Sie auch, daß die Worte auf dem Papier nicht von meinem Vater stammen?“ fragte sie und heftete ihre Blicke mehr ängstlich wie hoffnungsfreudig auf die ernstesten Züge des Detektivs.

Ohne die deutlich ausgeprägte Angst, die in Hannas Zügen lag, weiter zu beachten, antwortete dieser nur ruhig:

„Ich bin überzeugt davon, daß Herr Dr. Seyler als Schreiber der Anklage nicht in Frage kommt.“

„Wer mag es aber dann gewesen sein — —?“ murmelte Hanna leise.

„Wollen Sie bitte einmal näher treten, meine

Herren“, wandte sich Luk nun an die beiden Polizeibeamten.

„Hier haben Sie eine Schriftprobe von mir mit Seylers Feder, vergleichen Sie nun bitte diese Probe mit der Schrift auf dem Zettel. Diese ist mit einer sogenannten Kurantfeder, das ist eine Feder mit ziemlich breiter Spitze, wie sie für sogenannte Rundschrift im Gebrauch ist, hergestellt, während Seylers Feder ziemlich spitz ist. — Und was die beiden Tinten anbelangt, so bedarf es weder einer chemischen noch einer mikroskopischen Untersuchung des Sachverständigen; jeder Laie kann sich mit bloßem Auge überzeugen, daß diese beiden Tinten grundverschieden sind.“

Fischer und Rademacher hatten sich über die beiden Papiere gebeugt und wechselten einige wenige Worte.

„Wer ist nun aber der Schreiber?“ fragte der letztere.

Luk antwortete nicht. — Er war aufgestanden und betrachtete den Arbeitstisch Seylers. Dann ging er langsam zu der Wand des Zimmers, die von der Eingangstüre rechts lag.

Vor dem, zu einem Ramin umgebauten Gasofen blieb er stehen.

„Was hing hier an der Wand?“ fragte er und deutete auf eine Stelle, wo ein viereckiger Fleck sich dunkel von der übrigen Tapezierung des Zimmers abhob.

Hanna blickte Frau Martens fragend an.

„Ein Diplom“, erwiderte diese.

„Was für ein Diplom?“ fragte Luk. „Ein Doktordiplom?“

„Nein,“ meinte Frau Martens, „es war eine Art Dekret unter Glas und Rahmen in spanischer Sprache. Den Inhalt verstand ich nicht, aber es kann kein Doktordiplom irgendeiner Universität gewesen sein. Mein verstorbener Mann war Oberlehrer, und wie ein Doktordiplom aussieht, weiß ich dann natürlich. —“

„Es handelt sich möglicherweise um ein Offiziers-

patent“, wandte Hartwig Brentano ein, der sich bis jetzt ganz schweigsam verhalten hatte. „Mein Vater war, wenn ich nicht irre, in seiner Jugend Offizier in irgendeiner der vielen amerikanischen Republiken, und ich erinnere mich, daß sein Patent in spanischer Sprache ausgefertigt, eingerahmt, früher hier im Zimmer hing.“

„Welcher Staat das Patent ausgestellt hat, wissen Sie nicht mehr —?“

„Ich habe es nie genau gewußt, Herr Doktor. Es war auf weißes, festes Papier handschriftlich ausgestellt und mußte, nach den gelben Rändern der Schriftzüge zu urteilen, schon ziemlich alt sein. Die Unterschrift war völlig unleserlich, hingegen der Stempel klar und deutlich erkennbar.“

„Können Sie mir diesen Stempel ungefähr beschreiben —?“ fragte Luß.

„Ich denke schon. — Er bestand aus einem ovalen Schild in vier Felder geteilt. Darüber eine Sonne. — Auf dem oberen Feld rechts war eine Wage, links oben ein Berg. Auf dem unteren Feld rechts ein Pferd, links ein Stier. — Möglicherweise stellte es das Wappen Mexikos dar, denn wenn ich nicht irre, hat mein Stiefvater, der lange in Amerika gelebt hat, in seiner Jugend auch Mexiko besucht und sogar unter Juarez gegen den Kaiser Maximilian und Marschall Bazaine gekämpft. —“

„Ein ovaler Schild, in vier Teile geteilt, darüber eine Sonne — —?“ wiederholte Luß. „Das mexikanische Wappen sieht anders aus, aber . . .“

Er brach kurz ab und verharrte einige Sekunden in Schweigen.

„Seit wann ist das Diplom verschwunden?“ fragte er dann.

„Seit Sonntag, — —“ antwortete Frau Martens.

„Wer hat es entfernt?“

„Wahrscheinlich Herr Doktor Seyler selbst.“

„Wissen Sie den Grund — —?“

„Nein, Herr Doktor Seyler hat mir nichts gesagt, und unnötige Fragen stellte ich bei ihm nicht.“

Luz hatte langsam nach dem Aktenstück gegriffen und schlug das Protokoll des Untersuchungsrichters auf.

„Frau Martens,“ sagte er ernst, „wissen Sie bestimmt, daß gerade am Sonntag das Dekret entfernt wurde?“

„Jawohl, ziemlich bestimmt, denn am Samstagabend hing es beim Reinigen noch auf seinem alten Platz und am Montag fehlte es.“

„Am Sonntag vormittag,“ fuhr Luz nach einem Blick in das Protokoll fort, „empfang Herr Dr. Seyler einen fremden Besuch, nach dessen Weggehen er in großer Erregung war.“

„Das ist richtig. —“

„Sie hielten den Herrn für einen Ausländer, Frau Martens, welche Gründe können Sie dafür angeben?“

„Er unterhielt sich mit Herrn Dr. Seyler in einer fremden Sprache. —“

„Welche Sprache es war, wissen Sie aber nicht?“

„Nein, aber ich glaube, es war italienisch oder rumänisch.“

„Es kann aber auch spanisch gewesen sein —?“ fragte Luz.

„Das ist schon möglich, ich kenne spanisch nicht.“

„War es eine klangvolle, vokalreiche Sprache mit harten Gaumenlauten wie unsere deutschen *ch* in Rauch, Dach usw.“

„Ja,“ gab Frau Martens zu, „das ist möglich.“

„Können Sie den Herrn näher beschreiben?“ fuhr Luz fort.

Frau Martens überlegte einen Augenblick.

„Nicht genau“, meinte sie dann. „Ich sah ihn nur einen kurzen Moment auf dem ziemlich dunklen Vorplatz. — Er mochte 25 bis 30 Jahre alt gewesen sein, war elegant gekleidet und sprach gut deutsch, aber mit einem leichten ausländischen Akzent.“

„Wie ein Spanier vielleicht —?“ fragte Luz.

„Es ist möglich, ich habe wissentlich noch keinen Spanier deutsch sprechen hören.“

Luz stand auf.

„Donnerwetter — —!“ rief er aus, „was riecht es hier penetrant nach Knoblauch — —!“

Frau Martens zog die Luft durch die Nase.

„Der seltsame unangenehme Geruch ist mir auch schon aufgefallen,“ sagte sie, „aber ich finde keine Erklärung dafür.“

Luz hatte nach seinem Spazierstock gegriffen, einem dünnen, gelben, spanischen Rohr mit einer goldenen Kugel, und trat von neuem an den Arbeitstisch Sehlers.

Vor einem großen leeren Glaskasten, der oben offen war, blieb er stehen.

„Was war denn in diesem Kasten hier?“ fragte er.

„Weiße Mäuse, —“ entgegnete Rademacher.

„Und wo sind die Mäuse jetzt?“ fragte Luz.

Statt aller Antwort ertönte von der Seite des Schreibtisches her ein leises, feines Pfeifen.

Wie elektrisiert fuhr Luz herum.

Dort stand Hanna Brentano über den Zettel geneigt, der Denkwort des Mordes bezichtigte und schien den Inhalt noch einmal aufmerksam zu prüfen. —

Und vor ihr — — auf der Schreibtischplatte, — — unmittelbar vor ihrem Gesicht — — —

„Allmächtiger Gott — —!“

Mit einem leisen Ausruf des Schreckens war Luz in einem einzigen, großen Satz auf das Mädchen zugesprungen, — — riß es mit furchtbarer Gewalt von dem Schreibtisch weg, so daß es weit in das Zimmer zurücktaumelte und zu Boden stürzte. —

Und dann — — sauste sein Stock — — wie ein gelber Blitzstrahl wuchtig auf die Schreibtischplatte nieder. — Einmal — — zweimal — — dreimal — — so daß eines der Glaspräparate klirrend in Trümmer ging und die Scherben durch das Zimmer flogen.

Erstaunt und aufs äußerste erschrocken waren die anderen Anwesenden dem seltsamen Gebahren des

Detektivs gefolgt, der aschfahl und vor Erregung leicht zitternd auf die Schreibtischplatte starrte.

Aber schon hatte er sich gefaßt, und indem er die halb ohnmächtige Hanna sanft vom Boden aufhob, sagte er: „Entschuldigen Sie, Fräulein Brentano, daß ich Sie so unzart anfaßte, — aber es galt Ihr Leben. — Sie schwebten in einer furchtbaren Gefahr, und eine Sekunde später wären Sie dem gleichen Mörder zum Opfer gefallen wie Ihr Vater auch. —“

Während sich Hartwig Brentano und Frau Martens um Hanna bemühten, ging Luz langsam und vorsichtig nach dem Schreibtisch, griff mit der rechten Hand schnell zu und schleuderte mit einem Ruck — — eine über armlange, daumendicke Schlange auf den Arbeitstisch Seylers.

Erschrocken wichen die beiden Beamten zurück.

„Befürchten Sie nichts mehr, — —“ sagte Luz ruhig. „Der Mörder Dr. Seylers wird Ihnen nicht mehr gefährlich.“

Hanna, noch bleich von dem ausgestandenen Schrecken trat mit ihrem Bruder langsam an den Tisch.

Ihre Augen richteten sich starr mit dem Ausdruck größten Entsetzens auf das leblose Reptil.

Der braungelbe, mit schwarzen, dreieckigen Rautenflecken bedeckte Körper lag langausgestreckt und zuckte leise. In dem dreieckigen, plattgedrückten, gegen den Hals deutlich abgesetzten Kopf funkelten böshaft die kleinen, schwarzen Augen.

„Allmächtiger — —!“ stöhnte Hanna leise. — „Die Lanzenschlange — —.“

„Stimmt, —“ sagte Luz. „Die Lanzenschlange, *Lachesis lanceolatis*, die gefährlichste Giftschlange in ganz Mittel- und Südamerika. — Ihr Biß tötet in wenigen Minuten, besonders wenn es so heiß ist wie jetzt im Juli, und wenn das Gift gar in eine Hohlader gelangt wie bei Doktor Seyler, tritt der Tod fast augenblicklich ein.“

Hanna war, von Entsetzen geschüttelt, mit einem leisen Aufstöhnen auf einen Stuhl gesunken.

„Die Lanzenschlange, — —“ murmelte sie tonlos.  
„Wie kommt die Schlange hierher — —?“

„Nichts einfacher wie das, —“ antwortete Luz.  
„Das Reptil wurde Herrn Dr. Seyler in dem Kästchen als Einschreibebrief zugesandt. Bei der Empfangnahme hat Frau Martens den Karton noch einige Male derb geschüttelt, was die eingeschlossene Schlange in die richtige Wut versetzte.

So erhielt Herr Doktor Seyler, der ahnungslos das Kästchen öffnete, den tödlichen Biß in die Hand. — Dann entwich sie und verkroch sich irgendwo im Zimmer.

In welch' furchtbarer Gefahr wir alle geschwebt haben, besonders Sie, Herr Rademacher, Wachtmeister Muschal und die Herren von der Staatsanwaltschaft, ist ihnen nun wohl allen klar. Von Fräulein Brentano gar nicht zu reden.“

Die arme Hanna, von Schreck, Entsetzen und anderen Gefühlen zerrissen, war schluchzend auf ein Ruhebett im Hintergrund des Zimmers zusammengebrochen. Ihr Bruder trat ernst auf den Detektiv zu.

„Herr Doktor,“ sagte er herzlich und ergriff Luz' Hand, die er kräftig schüttelte, „ich kann nicht viele Worte machen, ich bin zu bewegt, aber danken muß ich Ihnen, herzlichst danken. Ihre Geistesgegenwart hat meiner Schwester das Leben gerettet. — —“

„Schaffen Sie bitte Ihr Fräulein Schwester aus dem Zimmer, Herr Leutnant, —“ antwortete Luz, und lassen Sie sie zu Bett bringen. Ich mußte sie gar derb anfassen, aber es galt tatsächlich Leben oder Tod, denn gegen den Biß dieser furchtbaren Grubenottern gibt es kaum ein Mittel.“

Als der Leutnant mit seiner Schwester und Frau Martens das Zimmer verlassen hatte, meinte Kommissar Rademacher, der aus achtungsvoller Entfernung die Schlange betrachtet hatte:

„Nun weiß ich auch, wo die weißen Mäuschen hingekommen sind, — — die Schlange hat sie gefressen. —“



„Und da viele Schlangen, besonders Giftschlangen, bei ihrem Verdauungsgeschäft nicht gerade nach Umbra riechen,“ fügte Luz bei, „bin ich mir über den penetranten Gestank im Zimmer nun auch im klaren. —“

Fischer hatte das Aktenstück wieder zur Hand genommen.

„Diese Überraschung“, sagte er. „Der Fall Denkandi ist mit der interessanteste Fall meiner ganzen Praxis, und ich bin nun doch bald zwanzig Jahre im Polizeidienst. — — Jetzt sind folgende Fragen aufzuwerfen“, fuhr er ernst fort. „Warum wurde Seyler eine Giftschlange zugeschickt? Wer hat die Giftschlange geschickt? — Warum wurde der Verdacht auf Denkandi gelenkt, und wer hat den Zettel geschrieben — —?“

Luz gab keine Antwort. Er stand, die Hände über der Brust verschränkt, am Schreibtisch Seylers und grübelte vor sich hin.

Plötzlich zuckte es über sein Gesicht.

Mit einem schnellen Griff nahm er Fischer die Akten aus der Hand, schlug sie auf und beugte sich ein letztes Mal gespannt über den Zettel.

Als er sich wieder aufrichtete, lag ein triumphierendes Lächeln auf seinen Lippen.

„Fischer, —“ sagte er. „Der Fall ist geklärt. — Ich habe die Lösung gefunden. — — Von uns dreien war einer bornierter als der andere, aber so geht es, wenn man sich in der Kriminalistik auf etwas verrennt. — Lesen Sie doch den Inhalt deszettels noch einmal laut vor. — —“

Fischer las:

„Mörder Denkandi Ben, der Orientale — —“

„Ja, —“ lachte Luz, „so habe ich die Botschaft auch zuerst verstanden. — Aber sie lautet ganz anders. — Geben Sie acht, meine Herren, nun will ich Ihnen den Zettel vorlesen. —“

„Mörder —! Denk an die Banda Oriental — —“

„Banda Oriental — —?“ wiederholte Fischer, „was

soll denn das bedeuten —? Orientalische Bande —? Ich bin eigentlich nicht viel klüger wie zuvor.“

„Aber ich sehr viel, —“ lachte Luz. „Mit einer orientalischen Bande hat die Sache allerdings nichts zu tun. Die Banda Oriental müssen Sie ganz wo anders suchen wie im Orient. — Herr Rademacher, Sie stehen gerade vor dem Konversationslexikon. — Darf ich Sie bitten, den vorletzten Band herauszunehmen. — Den Band Thimanthos bis Vulkan. — So, und nun schlagen Sie bitte mal auf, Uruguay — —!“

Und als Rademacher den Band aus dem Gestell genommen hatte und Luz fragend ansah, wiederholte dieser:

„Jawohl, — Uruguay. — Den Südamerikanischen Staat Uruguay —.“

Der Kommissar blätterte in dem Konversationslexikon. Endlich schien er gefunden zu haben, was er suchte.

„Nun lesen Sie bitte laut vor, hat Luz.“

Rademacher las:

„Uruguay. Freistaat in Südamerika, im Süden durch den Rio de la Plata, im Westen durch den Uruguayfluß von der argentinischen Republik getrennt; gehörte seit der Errichtung des spanischen Vizekönigreiches Buenos-Aires zu diesem, und führte den Namen Banda Oriental, das heißt die östliche Seite ...“

„Banda Oriental —“, wiederholte Luz. „Mörder —! Denk' an die Banda Oriental. — Nun haben Sie des Rätsels Lösung.“

Die beiden Kriminalbeamten sahen sich wortlos an.

„Donnerwetter — —!“ rief Fischer schließlich aus.

„Nun hat die Sache allerdings ein ganz anderes Gesicht wie vorhin. Der Fall entpuppt sich als ein Racheakt. —“

„Ein prachtvoller Fall — —“, meinte Luz. „Eine noch unbekannte Person hat Doktor Seyler die Giftschlange zugesandt und in einem Zettel darauf hingewiesen, daß er als Rächer handelt für irgendein

Vergehen, das sich Seyler vor Jahren in der Banda Oriental zuschulden kommen ließ. —“

Rademacher hatte den Zettel noch einmal durchgelesen.

„Teufel, Teufel —!“ brummte er, „nun wird die Sache erst verzwickt. — Demnach wäre Seyler ein...“

Er scheute sich, das Wort Mörder laut auszusprechen.

„Noch wissen wir nichts Genaues —“, meinte Luz abwehrend. „Aber ich bin auf weitere Überraschungen gefaßt. Wir rühren da ein Familien-drama auf, das, so interessant es für den Unbeteiligten auch sein mag, für eine junge Dame von bester Erziehung und einen ehrenhaften, preußischen Offizier, die schlimmsten Komplikationen nach sich ziehen kann.“

„Wer ist nun der Mörder —?“ fragte Fischer.

„Niemand anders als jener Besuch vom Sonntag vormittag, nach dessen Weggang Seyler schleunigst sein uruguayisches Offizierspatent verschwinden ließ. Den gilt es jetzt zu ermitteln. Meine eigentliche Aufgabe, nämlich den Unschuldsbeweis Denkandis zu erbringen, dürfte als gelöst zu betrachten sein, aber im Interesse meiner Klientin darf ich den Fall noch nicht aus der Hand geben.“

„Und was nun?“ fragte Fischer.

„Lassen Sie mich mit Fräulein Brentano Rücksprache nehmen“, antwortete Luz ernst. „Gegen Abend erstatte ich Ihnen dann persönlich Bericht...“

## Neuntes Kapitel.

In tiefem Nachdenken hatte Doktor Luz die Seylersche Wohnung verlassen und war in seine eigene Wohnung zurückgekehrt.

Der Gedanke, den er auch Fischer gegenüber geäußert hatte, nämlich, daß ein ernstes Familien-drama hinter dem mysteriösen Verbrechen stecken mußte, wollte ihm nicht aus dem Sinn, und die Befürchtung, daß die Polizei bei pflichtgemäßer Weiterverfolgung des Falles Denkandi keine Rücksicht auf Verwicklungen nehmen dürfte, die den Geschwistern Brentano gegebenenfalls dadurch entstehen konnten, ließ seinen Geist nicht ruhen.

Er beschloß daher, bevor Rademacher, der begreiflicherweise, nach seiner falschen Kombination, nun noch eifriger als vorher bestrebt sein mußte, den wirklichen Täter herauszufinden, irgendwelche neue, dahingehende Schritte unternommen hatte, die Verfolgung der Angelegenheit selbst aufs energischste in die Hand zu nehmen.

Luz griff nach seinem Hut, um nochmals in die Wohnung seiner Klientin zurückzukehren. Eine eingehende Aussprache, ohne die störende Gegenwart der Polizeibeamten, schien ihm für eine gedeihliche Weiterarbeit nun das Nächstliegende und Wichtigste.

In der Liebigstraße angekommen, traf Luz nur den Bruder zu Hause. Er bat den Detektiv höflichst, näherzutreten, und als beide Männer Platz genommen hatten, sagte der Offizier bedauernd:

„Meine Schwester ist leider nicht anwesend, Herr Doktor. Sie ist vor einer halben Stunde ausgegangen, um einen franken Studienkollegen im städtischen Krankenhaus zu besuchen. — Wenn Sie meinem Rate gefolgt wäre, hätte sie sich selbst zu Bette gelegt, aber sie ließ sich nicht halten. —“

Luz hatte Hartwig Brentano ruhig aussprechen lassen.

„Herr Leutnant,“ sagte er nun, „es ist mir gar nicht unlieb, daß ich Sie allein hier vorfinde, denn die Angelegenheit hat eine derartige Wendung genommen, daß sie eine ernste, offene Rücksprache mit Ihnen als dringend notwendig erscheinen läßt.“

„Mit mir — —?“ fragte der Leutnant überrascht.  
„Warum gerade mit mir — —?“

„Weil Sie ein Mann sind — —!“ jagte Luz nur ruhig. Und nun machte er den aufmerksam lauschenden Offizier mit dem Ergebnis der Ermittlungen bekannt, die zwar die Unschuld des Türken als ziemlich sicher erscheinen ließen, die Angelegenheit an sich aber in keiner Weise geklärt hatte. — — Im Gegenteil — —!“

Leutnant Brentano war auß tiefste erschrocken.

„Das ist ja eine fürchterliche Wendung“, rief er aus, und stand von seinem Stuhle auf. — Schweigend die Stirn in tiefe nachdenkliche Falten gelegt, durchmaß er dann das Zimmer.

Luz ließ ihn eine kleine Weile ruhig gewähren, dann legte er ihm sanft die rechte Hand auf den Arm und sagte:

„Beruhigen Sie sich, Herr Leutnant. So schlimm die Sache auf den ersten Blick auch aussehen mag, noch ist nichts verloren. Die einzige Befürchtung, die ich hege, ist, daß bei einer Verhaftung der Person, welche ihrem Vater die Schlange geschickt hat, möglicherweise Dinge an die Öffentlichkeit kommen, ich sage zwar möglicherweise, rechne aber mit der Gewißheit, — die Ihrer sozialen Stellung als Offizier nicht gerade dienlich sein werden. Nach Lage der Dinge erscheint eine derartige Befürchtung

wohl gerechtfertigt. — Ich rede ganz offen mit Ihnen, Herr Leutnant, denn eine Vogelstraußpolitik treiben, wäre gerade hier der größte Fehler. — —“

Hartwig Brentano fuhr sich mit der rechten Hand in den Kragen, der ihm plötzlich zu eng geworden schien. — Dicke Schweißtropfen standen auf seiner Stirn.

„Gott steh mir bei — —!“ rief er gequält aus. „Was kann ich tun, Herr Doktor. — Soll ich den Polizeipräsidenten aufsuchen. — — Geben Sie mir doch einen Rat, wie ich einen Skandal vermeiden kann. — —“

„Vor allen Dingen, Herr Leutnant,“ meinte Lutz ruhig, „nehmen Sie bitte wieder Platz. Eben um Ihnen diesen Rat zu geben, und um Ihnen zu helfen, bin ich ja hier. — Nur dürfen Sie den Kopf nicht verlieren. — Ihr Fräulein Schwester hat mich mit der Vertretung Ihrer Interessen beauftragt und ich habe den Auftrag angenommen. Jetzt ist es nicht nur meine Pflicht, den Täter nach Möglichkeit zu ermitteln, sondern auch alle diese Arbeiten so diskret zu führen, daß jegliche Sensation, die Ihnen Schaden bringen kann, unbedingt vermieden wird. —“

Leutnant Brentano hatte gehorsam wieder Platz genommen. Schon etwas beruhigter fragte er:

„Also, zu welchen Schritten raten Sie mir, Herr Doktor —?“

„Zu gar keinen,“ meinte der Detektiv trocken, „Sie selbst würden nichts gutmachen, sondern nur alles verderben. Überlassen Sie alles weitere mir. — — Vor allem ist eine persönliche Vorsprache beim Polizeipräsidenten völlig zwecklos. — Die Polizei ist eine Behörde, die ganz unparteiisch arbeiten muß und keine Rücksichten nehmen kann. — Ihre Tätigkeit in unserem Falle beschränkt sich lediglich darauf, den Täter zu ermitteln und festzunehmen. — Das ist, nachdem sie die Sache schon einmal in die Hand genommen hat, ihre Pflicht, von der sie niemand abbringen kann, auch Ihre persönliche Vor-

sprache beim Polizeipräsidenten könnte daran nichts ändern. — —“

„Warum mußte dieser elende Bertolinescu uns die Behörden auf den Hals hegen“, rief Brentano wütend aus.

„Daran ist nun nichts zu ändern“, meinte Luz gleichmütig.

„Ich beneide Sie um Ihre Ruhe — —“, rief Brentano.

„Die ist in meinem Beruf unerläßlich. Allzuviel Temperament ist immer von Abel, besonders in der Kriminalistik. — Herr Leutnant —“, fuhr Luz nach einer kleinen Pause fort, „das einzige, was in unserer Sache vorläufig zu machen wäre, ist, der Polizei zuvorzukommen. —“

„Wie soll ich das verstehen — —?“

„Ich muß den Täter entdecken, bevor er in die Hände der Kriminalpolizei fällt.“

„Halten Sie dessen Ermittlung für so schwer? —“

„Nein“, meinte Luz nachdenklich. „Für relativ leicht.“

„Das ist ja gut für uns“, rief Brentano freudig aus.

„Nein, im Gegenteil, sehr schlecht“ sagte Luz. Und als ihn Brentano überrascht ansah, fuhr er fort: „Vergessen Sie nicht, Herr Leutnant, daß die Herren auf der Polizei auch nicht blind sind. Wenn es mir schon nicht allzu schwer fallen dürfte, die Person, welche Ihrem Vater die Schlange gesandt hat, zu ermitteln, dann gelingt diese gleiche Aufgabe der staatlichen Polizei, die außer einem zahlreichen Personal noch über ganz andere Hilfsmittel verfügt, wie ich, erst recht. — Nun machen Sie nicht gleich wieder so ein betrübttes Gesicht. — Sehen Sie, Herr Leutnant“, fuhr Luz fort, „der Fall ist ernst genug für uns, aber durchaus nicht hoffnungslos. — Ich weiß, daß die Polizei heute nachmittag im Falle Denkandi keine weiteren Schritte unternimmt, bevor der Leiter der Kriminalabteilung, mein persönlicher Freund, heute abend mit mir Rück-

sprache genommen hat. Auf Grund dieser definitiven Zusage bleibt uns ein halber Nachmittag, den wir der Polizei voraus haben. Um nun die Sache richtig in die Hand nehmen zu können, muß ich Sie, Herr Leutnant, bitten, mir noch einige Fragen offen und rückhaltlos zu beantworten, Fragen, die ich im Interesse meiner Ermittlungen unbedingt stellen muß. — Sie betreffen die Vergangenheit Ihres Stiefvaters. —“

„Fragen Sie, Herr Doktor“, sagte Brentano. „Ich will Ihnen gern antworten, nur befürchte ich, mein Wissen wird recht gering sein.“

„Es würde mich vor allem interessieren, etwas Genaueres über den Aufenthalt Doktor Sehlers in Amerika zu erfahren.“

„Eben über jene Epoche weiß ich so viel wie nichts. Mein Stiefvater hat über jene Zeit mit uns Kindern nie gesprochen, und selbst auf eine direkte Frage nur ausweichende Antworten gegeben.“

„Das ist gerade das bedenkliche“, meinte Luz nachdenklich. „Ihr Vater besitzt aber doch die deutsche Staatsangehörigkeit?“ fuhr er fort.

„Sicherlich“, meinte Brentano. „Er ist in Freiburg in Baden geboren und war in Karlsruhe Soldat.“

„Wo hat er studiert —?“

„Ich glaube in Freiburg. Er war bis zur Zeit der Revolution 1848 in Deutschland, dann wanderte er nach Amerika aus.“

„Nord- oder Südamerika —?“

„Das weiß ich nicht. — Es muß aber ein Staat gewesen sein, wo Spanisch die Landessprache ist. Ich weiß, daß mein Stiefvater drüben weiter studiert hat, und ein Diplom, das mir zufällig in die Hände gefallen ist, war in spanischer Sprache ausgefertigt. Wir Kinder, Hanna und ich, haben immer geglaubt, unser Stiefvater habe in Mexiko gelebt, aber das ist eine Vermutung, die sich auf keinen Beweis stützt. — —“

„Erinnern Sie sich etwas genauer an jenes Di-



plom in spanischer Sprache, von dem sie soeben sprachen —?“

„Nein“, antwortete Brentano ein wenig zögernd. „Jedenfalls kann ich Ihnen über den Inhalt nichts sagen. — Ich weiß nur noch, daß das Wappen, welches neben der Unterschrift abgedruckt war, einen Löwen enthielt.“ —

„Einen Löwen —?“ fragte Luz. „Das Wappen Mexikos“, fuhr er fort, „hat keinen Löwen, auch die Banda Oriental nicht, hingegen das benachbarte Uruguay.“ —

„Herr Doktor — —!“ rief Brentano bewundernd aus. „Ich staune über Ihr immenses Wissen; selbst auf diesen Gebieten sind Sie bewandert.“

„Eine möglichst große Allgemeinbildung“, antwortete Luz, „ist für den Kriminalbeamten die ‚conditio sine qua non‘. Haben Sie, Herr Leutnant, dieses Diplom oder das Offiziersdekret, welches drüben im Arbeitszimmer an der Wand gehängt haben soll, nicht wiedergefunden?“

„Nein, Herr Doktor, obgleich ich aus leichtverständlichen Gründen die nachgelassenen Papiere meines Stiefvaters genau durchsucht habe. Ich konnte nichts finden, und es macht mir den Eindruck, als ob mein Stiefvater sämtliche Papiere, die über seinen Aufenthalt in der Neuen Welt irgendwelchen Aufschluß geben konnten, absichtlich vor kurzer Zeit vernichtet hat.“

„Ich glaube, daß Sie mit dieser Vermutung nicht ganz unrecht haben“, meinte Luz nachdenklich. „Nun eine andere Frage, Herr Leutnant. Ihr Stiefvater soll in Amerika Offizier gewesen sein —?“

„Jawohl. Im Zimmer meiner Schwester liegt eine Photographie in Uniform von ihm. Eine weitere Aufnahme besitze ich. Vielleicht interessieren Sie die Bilder, Herr Doktor —? Ich hole sie Ihnen.“

Brentano verschwand für einen Augenblick aus dem Zimmer, und kam sofort mit den zwei Photographien zurück, die Juan de Souza Miranda we-

nige Tage vorher in so große Aufregung versetzt hatten. Luk betrachtete die Bilder genau.

„Es ist zwar schwierig,“ sagte er, „über Uniformierung in den vielen amerikanischen Staaten eine Erklärung abzugeben, aber einen mexikanischen Offizier stellt dieses Bild hier bestimmt nicht dar. Dagegen spricht erstens die Firma des Photographen Rivalda und Compañia in Montevideo. Montevideo ist die Hauptstadt von Uruguay. Dann läßt auch die Barttracht Ihres Stiefvaters auf einen Aufenthalt in Argentinien oder der Banda Oriental schließen. —“

„Woraus sehen Sie das, Herr Doktor?“ fragte Brentano.

„Die dortigen Männer“, antwortete Luk, „vereinigten in den siebziger Jahren noch, wie hier auf dem Bild, den Schnurrbart und Knebelbart zu einem Zipfel, der spitz nach unten getragen wird. Meine Wissenschaft ist authentisch, Herr Leutnant“, sagte Luk schnell, um einer diesbezüglichen Frage zuvorzukommen. „Ich habe das vorhin in einem Buche zu Hause nachgelesen.“

„Das zweite Bild, das Sie in der Hand haben,“ sagte Brentano erklärend, „stellt meinen Vater nicht vor, ich besitze aber noch eine gute Photographie von ihm in Uniform.“ Und er entnahm seiner Briestafche ein Bild, das er Luk hinreichte.

Es war eine Aufnahme Seylers im Alter von vielleicht dreißig bis fünfunddreißig Jahren. Er trug ein dunkles, nach dem Ton auf der Photographie zu urteilen, rotes Wollhemd, ähnlich im Schnitte, wie es von Garibaldis Freischaren getragen wurde, ebensolche bauschige Hosen und hohe Stiefel, mit Sporen, in der Größe eines Fünfmarsstückes. Ein Käppi in französischem Schnitt, schief auf dem Kopf, zwei lange Reiterpistolen im Gürtel und unter dem Arm einen schweren breiten Kavalleriesäbel vervollständigten die Ausrüstung.

„Schneidig —? Nicht wahr —?“ fragte Brentano mit einem gewissen Stolz.

Luz nickte. „Nach der Uniform zu schließen,“ sagte er, „dürfte dieses Bild einen Offizier der Armee von Uruguay darstellen. Soweit ich orientiert bin, trugen die Soldaten des Diktators Lopez von Uruguay rote Hemden.“

„Richtig —“, fiel Brentano schnell ein, „das andere Bild, das Sie noch in der Hand haben, stellt diesen Lopez vor. Nach der Widmung auf der Rückseite zu schließen, muß er ein guter Freund meines Stiefvaters gewesen sein. Verstehen Sie Spanisch, Herr Doktor?“

„Um diese Widmung zu verstehen, dazu reicht es“, meinte Luz und schüttelte bedenklich den Kopf. „Sie täuschen sich, Herr Leutnant“, fuhr er fort. „Dieser Lopez auf der Photographie ist nicht identisch mit dem Präsidenten von Paraguay. Der hieß Francisco Solano Lopez, und auf dem Bild steht Lopez Jordan. Dürfte ich Sie vielleicht bitten, mir den Band Konversationslexikon Königshofen—Luzon, er steht im Arbeitszimmer Ihres Stiefvaters, zu geben. —“

Und als der Leutnant den dickleibigen Band vor Luz auf den Tisch gelegt hatte, schlug der Detektiv nach einigem Suchen eine Seite auf und sagte: „Hier überzeugen Sie sich selbst. „Antonio Lopez, Präsident von Paraguay 1842—1862, verstand es, das Land zu hoher Blüte zu entwickeln; -Francisco Solano Lopez, Sohn des ersteren, gelangte im Jahre 1862 nach seines Vaters Tod an die Regierung, brach nach kurzer Friedensherrschaft einen Krieg mit Brasilien, Uruguay und Argentinien vom Zaun, der sein Land fast vernichtete und ihm selbst im März 1870 das Leben kostete.“ Weiter“, fuhr Luz fort, „E. Lopez Jordan, geboren 1821, berühmter Parteigänger in den La Platastaaten, Adoptivsohn des Präsidenten d'Urquiza von Argentinien, den er, um die Regierung an sich zu reißen, im Jahre 1870 ermorden ließ. — —“

Luz unterbrach seine Lektüre und sah den Leutnant fragend an.

„Das ist ja ein feiner Herr, dieser Lopez Jordan —“ sagte Brentano.

„Der politische Mord, auch Verwandtenmord —“, meinte Luz wegwerfend, „ist in der Geschichte des lateinischen Amerika eine so alltägliche Erscheinung, daß es sich wirklich kaum der Mühe lohnt, darüber Entrüstung zu zeigen. Bedenklich scheint mir nur die Freundschaft, die diesen Lopez Jordan, wie ich aus der Widmung schließen muß, mit Ihrem Stiefvater verband. — Er schreibt Freund und Waffengefährte. — Merken Sie wohl, Herr Leutnant, Waffengefährte —! In Anbetracht dessen, daß die Kampfhandlungen dieses sauberen Lopez Jordan wohl zum meist in Auflehnung gegen die bestehende Regierung bestanden haben, ist es gerade keine Empfehlung, ein Freund und Waffengefährte von ihm zu sein.“

Leutnant Brentano war wieder aufgestanden und hatte seine Wanderung durch das Zimmer von neuem aufgenommen.

„Ich bin wie vor den Kopf geschlagen, Herr Doktor“, sagte er. „Es bestehen bei mir eigentlich kaum Zweifel mehr, daß mein Stiefvater in Amerika mit einer Person in, sagen wir mal unsaubere Hände verwickelt war, das war wohl auch der Grund, weshalb er mit uns Kindern niemals über seinen Aufenthalt in Amerika geredet hat.“

„Sie sind nicht blutsverwandt mit Doktor Seyler —?“ fragte Luz.

„Nein — — Nein — —!“ Herr Doktor. „Meine Schwester Johanna und ich sind die Kinder eines jung verunglückten Artillerieoffiziers, dessen Witwe, unsere Mutter, sich zum zweiten Male mit Doktor Seyler verheiratet hat. Aber das Vorleben meines Stiefvaters, der schon mehr als fünfzig Jahre alt war, als er meine Mutter heiratete, weiß ich soviel wie nichts. —“

„Herr Doktor Seyler hat keine eigenen Kinder — —?“ fragte Luz.

„Nein,“ antwortete Brentano, „er war, als er meine Mutter heiratete, noch Junggeselle. —“

„Wissen Sie vielleicht, wie lange Ihr Stiefvater in Amerika gelebt hat — —?“

„Nein, Herr Doktor — auch nicht genau — —. Und doch — —! Warten Sie einmal — —! Er verließ Deutschland im Jahre 1848, das hat er mir selbst erzählt. — Im Jahre 1870 muß er aber wieder in Deutschland gewesen sein, denn er hat den Deutsch-Französischen Krieg 1870/71 im Sanitätsdienst, wenn ich nicht irre, im badischen Korps, mitgemacht. Demnach hat er mindestens zwanzig Jahre im Ausland gelebt, ob er allerdings die ganze Zeit in Amerika zugebracht hat, weiß ich natürlich nicht. — Es hat mir stets gut gefallen und wie ich offen zugeben will, viel zu dem guten Einvernehmen zwischen meinem Stiefvater und mir beigetragen, daß er trotz seines langen Aufenthalts im Ausland soviel patriotisches Empfinden bewahrt hatte, um sich seiner Pflicht zu erinnern, als das Vaterland ihn benötigte. —“

Luz antwortete nicht sofort. Er schien in dem vor ihm liegenden Band des Konversationslexikons etwas nachzulesen. Schließlich kappte er das Buch zu.

„Ich weiß nicht, Herr Leutnant, ob es gerade patriotische Gründe waren, die Ihren Stiefvater veranlaßten, im Jahre 1870 nach Deutschland zurückzukehren. — Na, wie dem auch sei. — Warten wir ab —!“ Er stand auf. „Ich danke Ihnen für Ihre Auskünfte, Herr Leutnant“, sagte er und reichte Brentano die Hand. „Der Weg, den ich nun einzuschlagen habe, liegt klar vor mir. — Sobald ich etwas in Erfahrung bringe, telephoniere ich Ihnen. Nun, auf Wiedersehen, Herr Leutnant, empfehlen Sie mich Ihrem Fräulein Schwester und nehmen Sie um Gottes willen die Sache nicht so tragisch — — noch ist Polen nicht verloren. —“

Am folgenden Morgen, — Luz war gerade aufgestanden, trat sein Sekretär Roderich ins Schlafzimmer.

„Herr Doktor,“ sagte er, „Kommissar Fischer ist

am Telephon. Er will Sie dringend persönlich sprechen. —“

Luz ging im Schlafanzug nach seinem Arbeitszimmer hinüber und kam nach wenigen Sekunden zurück. „Ich muß sofort aufs Polizeipräsidium —,“ sagte er, „wenn sich irgend etwas von Belang hier ereignen sollte, telephonieren Sie mir bitte. —“

Dann beendete er schnell seine Toilette, trank im Stehen eine Tasse Kaffee und stand wenige Minuten später im Bureau des Kommissars Fischer.

Dieser begrüßte Luz mit ernster Miene.

„Nehmen Sie, bitte, Platz, lieber Luz,“ sagte er, „ich muß mit Ihnen über den Fall Denkandi sprechen. Ich habe gestern“, fuhr er fort, als der Detektiv seiner Aufforderung nachgekommen war, „noch einen Rapport gemacht, welcher die veränderte Situation klarstellt. Meinem Versprechen gemäß habe ich die Exekutive noch nicht unternommen, nachdem der Bericht aber weg ist, muß ich jetzt weitergehen. — Auf die lange Bank darf ich die Sache nicht schieben und wenn ich eine Verzögerung von einem Tag auch schließlich verantworte, ein längeres Zuwarten wie bis spätestens morgen früh, ist undenkbar. Dann müssen die Nachforschungen nach dem Mörder Seylers mit Hochdruck aufgenommen werden. — Nun wollte ich Sie aber vorher fragen, lieber Luz, ob Sie bei Ihrer Rücksprache mit den Geschwistern Brentano etwas Neues auf die Sache Bezügliches in Erfahrung gebracht haben, und worin es gegebenenfalls besteht. —“

Luz hatte die Ausführungen des Kommissars schweigend angehört, dann schüttelte er den Kopf. „Meine Aussprache mit Herrn Hartwig Brentano war völlig negativ. —“

„Und das Mädchen — —?“ fragte der Kommissar gespannt, „hat Ihnen Fräulein Brentano nichts erzählen können —?“

„Fräulein Brentano habe ich überhaupt nicht gesprochen —“, antwortete Luz. „Sie war abwesend. — —“

„Schade — —!“ meinte Fischer. „Mehr wie schade. Gerade von einem eingehenden Verhör der Tochter Seylers verspreche ich mir den meisten Erfolg. —“

„Wieso — —?“ fragte Luz etwas erstaunt.

„Mein lieber Luz — —,“ sagte Fischer nachdenklich, „das Benehmen des Mädchen hat mir gestern nicht recht gefallen. — Ich habe Fräulein Brentano genau beobachtet, und, — ich kann mir nicht helfen — Luz — Sie gefiel mir nicht. Ich will nicht sagen, daß ihr Benehmen direkt verdächtig war. — Nein — — so weit möchte ich nicht gehen, aber sonderbar war es, sehr sonderbar. — Ich wundere mich nur, daß Ihnen nichts aufgefallen ist. — —“

Luz schüttete den Kopf. „Ich habe nichts bemerkt —“, sagte er. „Sie müssen schon ein wenig deutlicher werden.“

„Um —“, machte Fischer. „Deutlicher werden ist nicht leicht. Ich kann Ihnen mit Worten nicht recht präzisieren, worin ihr auffallendes Wesen eigentlich bestanden haben soll, — aber, ich werde das Gefühl nicht los, Luz, das Mädchen verbirgt uns etwas, es weiß mehr, als es zugibt, es kennt gewisse Umstände, die mit dem Verbrechen in Zusammenhang stehen und will, aus mir unbekanntem Gründen, mit der Sprache nicht heraus. — Rademacher hat übrigens die gleiche Empfindung. —“

Luz schüttelte den Kopf. „Sie irren sich bestimmt, Fischer —“, sagte er.

„Nein, nein, Luz“, meinte Fischer entschieden. „Offengestanden, ich hatte sogar die feste Absicht, Fräulein Brentano selbst noch einmal eingehend ins Verhör zu nehmen, und nur die Rücksicht auf Sie ließ mich einstweilen davon Abstand nehmen. — Zufällig habe ich nun heute andere wichtige Dinge zu erledigen. — Im Hotel Astoria ist ein schwerer Zimmerdiebstahl vorgekommen und im Stadtwald in der Nähe der Oberschweinstiege wurde die Leiche einer Frauensperson aufgefunden unter gewissen Umständen, die auf einen Lustmord schlie-

ßen lassen. Mit diesen beiden neuen Verbrechen, ungerechnet der laufenden Arbeiten, ist mein verfügbares Personal für heute voll beschäftigt, aber morgen muß ich an den Fall Seyler heran, ob ich will oder nicht. — Ich bekomme sonst einen Aufpuff verpaßt, — und das wollen Sie doch auch nicht verantworten — —?“

„Um Gottes willen. — — Nein —!“ rief Luk in komischem Entsetzen aus. „Gehen Sie morgen nur mit Hochdruck an den Fall Seyler, nur den heutigen Tag lassen Sie mir noch freie Hand. Nicht wahr — —?“

„Einverstanden —“, antwortete Fiischer. —

„Wie denken Sie sich nun Ihr weiteres Vorgehen?“ fuhr Luk fort.

„Nach reiflichem Überlegen gehe ich von dem Gesichtspunkt aus, daß der Täter mit den Verhältnissen im Seylerschen Hause ziemlich genau, möglicherweise sogar sehr gut bekannt sein muß, und wahrscheinlich hier in Frankfurt wohnt. Nach Zeugenaussagen kommt ein junger, elegant gekleideter Ausländer in Frage, voraussichtlich ein Südamerikaner aus der Republik Uruguay, der aber gut deutsch spricht. Soviel wissen wir, oder glauben wir wenigstens zu wissen. — Wenn wir schon von dem Gesichtspunkt ausgehen, daß ein Südamerikaner in Frage kommt, dann stellt sich unsere Arbeit nicht allzu schwer, da ein Ausländer selbst in dem großen Frankfurt aus vielerlei Gründen leichter zu ermitteln ist, als ein Einheimischer. Das wissen Sie alles genau so gut wie ich auch. Ich werde nun morgen in den Hotels, Gasthöfen und Pensionen von Frankfurt und Umgebung nach einem Ausländer, auf den die eben genannten Voraussetzungen zutreffen, fahnden, außerdem auf dem Postamt 9, wo die Schlange als Einschreibebrief aufgegeben wurde, auch auf alle Fälle recherchieren lassen, obgleich ich mir gerade hiervon keinen allzu großen Erfolg verspreche. —“

Ein Beamter war ins Zimmer getreten und bat



Luz in das Nebenzimmer ans Telephon. Als dieser wenige Sekunden später wieder bei Fischer erschien, sagte er: „Roderich telephonierte mir soeben. Ein Klient wartet in meiner Wohnung, und da es sich anscheinend um einen wichtigen Fall handelt, muß ich mich für jetzt bei Ihnen entschuldigen. — Im Falle Seyler sind wir ja auch einig, Fischer. Sie versprechen mir, vor morgen vormittag keine weiteren Schritte zu unternehmen, und ich habe das Gefühl, als ob ich den Fall heute zu einem guten Ende führen könnte. — —“

„Sie haben das Gefühl — —?“ wiederholte Fischer und lachte. „Dann ist er schon so gut wie geklärt.“

„Noch ist es nicht so weit,“ entgegnete Luz, gleichfalls lachend, „aber hoffen wir das Beste —.“

Der Detektiv reichte dem Kommissar die Hand und verließ schnellen Schrittes das Präsidium. Dann überquerte er die breite, allecähnliche Hohenzollernstraße, wo trotz der frühen Stunde der starke Wagen- und Fußgängerverkehr der Großstadt bereits eingesetzt hatte. Die Ruhe in der stillen St. Margaretenstraße, wo Luz wohnte, stach angenehm dagegen ab.

Als er seine Wohnung betrat, sagte ihn Roderich an der Tür ab und sagte leise:

„Fräulein Brentano ist hier. Ich habe aus leichtverständlichen Gründen am Telephon ihren Namen nicht nennen wollen — —.“

„Macht nichts,“ entgegnete Luz, „wer die wichtige Klientin sein konnte, habe ich natürlich geahnt. Lassen Sie Fräulein Brentano eintreten —“

Einige Sekunden später saß Hanna dem Detektiv in seinem Arbeitszimmer gegenüber.

Hanna sah sehr bleich aus. Die Augen zeigten dunkle Ringe und um die Mundwinkel lag eine scharfe Falte eingegraben, die das Mädchen um zehn Jahre älter erscheinen ließ.

Luz schlug absichtlich einen etwas leichten Ton an und sagte mit möglichst heiterer Miene:

„Ich freue mich, gnädiges Fräulein, Sie so früh

begrüßen zu können, und bitte um gütige Entschuldigung, wenn ich Sie etwas warten lassen mußte, aber ich war schon in aller Frühe in Ihrem Interesse auf dem Polizeipräsidium. Die Botschaft, Fräulein Brentano, die ich Ihnen bringe, nämlich daß Herr Doktor Denkandi wohl heute oder morgen freikommt, wird Ihnen sicher Freude machen — —“

Von allzugroßer Freude war aber in den Mienen Hannas nichts zu entdecken. Im Gegenteil. — Sie sah Luz mit einem etwas ängstlichen Blick ihrer großen Augen an und sagte unruhig:

„So haben die Herren von der Polizei den richtigen Täter bereits entdeckt?“

„Noch nicht,“ antwortete Luz, dem das Benehmen Hannas natürlich nicht entgangen war, „aus Rücksicht für mich will Herr Kommissar Fischer die Angelegenheit bis morgen ruhen lassen und es mir überlassen, ihn zu ermitteln. Die Gründe, weshalb ich den Täter unbedingt vor der Verhaftung durch die Kriminalpolizei sprechen muß, sind Ihnen ja bekannt. Ich glaube übrigens annehmen zu dürfen, daß Ihr früher Besuch bei mir mit der Angelegenheit in irgendeinem Zusammenhang steht. Nicht wahr, ich täusche mich nicht — ? — Bringen Sie gute Nachrichten — — Fräulein Brentano — ?“

Hanna schwieg. Ihre Brust hob und senkte sich unter der dünnen Sommerbluse, ihr Atem ging hörbar schwer.

„Herr Doktor“, sagte sie leise, wie gepreßt. „Ich — ich weiß nicht, was ich Ihnen sagen soll — — ich finde die rechten Worte nicht.“ Sie sprach abgehackt, ohne den Blick vom Boden zu erheben. „Ich glaube den Täter zu kennen, obgleich ich nicht verstehen kann, wie er, gerade er — — dazu kommen sollte — — meinem Stiefvater die Giftschlange zuzusenden. — Es ist so schrecklich — — Großer Gott — — so unsagbar schrecklich — —!“

Und nun brach Hanna in Tränen aus, und schlug die Hände schluchzend vor das Gesicht.

Luz ließ den Schmerz seiner Klientin ruhig etwas

ausstoben. Er wußte, daß im Augenblick doch keine vernünftige Antwort aus dem Mädchen herauszuholen war und trat still ans Fenster.

Hanna beruhigte sich auch etwas und weinte still und leise vor sich hin.

Nun trat Luß auf sie zu.

„Gnädiges Fräulein“, sagte er sanft. „Wollen Sie Ihr Herz nicht erleichtern?“ Und als Hanna nur wieder lauter zu schluchzen anfang, fuhr er beruhigend fort:

„Vergeßen Sie einmal für wenige Minuten, daß ich nur wenig älter bin, als Sie selbst, und daß Sie mich erst einige Tage kennen. — Fassen Sie Vertrauen zu mir, wie zu einem alten, guten Freunde, und erzählen Sie mir offen und rückhaltlos, was Sie zur Sache wissen oder zu wissen glauben. — Ich will Ihnen gerne helfen, aber Sie müssen Vertrauen haben. —“

Und als Hanna, ohne die Hände vom Gesicht zu nehmen, noch immer schwieg, schob sich Luß einen Stuhl ganz dicht zu ihr heran, zog ihr sanft die Hände von den tränenfeuchten Augen:

„Kennen Sie den Namen des Mörders — —?“

Bei dem Wort Mörder suchte das Mädchen unwillkürlich zusammen.

„Ich glaube ihn wenigstens zu kennen, Herr Doktor —“ antwortete sie leise, fast unhörbar, „aber, — ein Mörder — —? Nein — —! Ich kenne seine Motive nicht, — — aber ein Verbrechen — — besonders ein so gemeines, scheußliches Verbrechen kann ich ihm nie und nimmer zutrauen — —“

„In welchen Beziehungen steht der Betreffende zu Ihnen?“ fragte Luß.

„Ich betrachtete ihn als — — meinen Bräutigam —“ sagte Hanna.

„Sooo — —! Und wo ist der Herr? — Hier in Frankfurt — —?“

„Ja — —!“ stöhnte Hanna und begann wieder leise zu weinen. „Er liegt todkrank im Städtischen Krankenhaus. — —“

„Nicht wieder weinen, liebes Fräulein —“ sagte Luz eindringlich. „Ist der Herr ein Deutscher —?“

„Nein — ein Argentinier —“

„Und wie heißt er —?“

Hanna gab keine Antwort. Sie zog ein zerknittertes Stück Papier aus ihrer Handtasche, reichte es Luz hin und stand dann auf, indem sie bemüht war, ihm ihr Gesicht zu verbergen.

Der Detektiv hatte schnell den Zettel ergriffen und las.

Die Botschaft lautete:

Cara Juanita! Es geht mit mir zu Ende. — Ein Blutsturz — Nach all der Aufregung zu begreiflich. — Eine zweite Attacke überstehe ich nicht mehr. — Ich muß Dich vor meinem Tode noch sprechen, — muß Dir beichten — Du ahnst wohl, worin meine Beichte bestehen wird. — Der Arzt, den ich halb ins Vertrauen gezogen habe, gestattet eine Unterredung mit Dir. — Ich erwarte Dich bestimmt heute nachmittag um 4 Uhr. — Es ist weniger mein Gesundheitszustand, der es mir so schwer fallen läßt, geliebte Juana, die richtigen Worte zu finden, als die Angst, von Dir verkannt zu werden, und der Gedanke, Dir mit meiner Beichte wehtun zu müssen. — Aber Du wirst es dem Toten nicht nachtragen, geliebte Juanita, wenn er Dir über einen anderen, Deinem Herzen nahe-  
stehenden Verstorbenen Enthüllungen machen muß, die Dir sicher große Enttäuschungen bereiten werden, die aber, so schmerzlich sie für Dich auch sein werden, zum Verständniß der vorangegangenen Ereignisse notwendig sind — —

Dein Juan.

Luz hatte den Brief zu Ende gelesen und gab ihn Hanna schweigend zurück.

Diese hatte ihre Tränen getrocknet und schien nun ziemlich gefaßt:

„Der Brief, Herr Doktor —“ sagte sie, „wurde mir heute in aller Frühe durch den Boten übermiltelt. — Schreckliches werde ich zu hören bekommen — aber — ich muß hin — —“

„Selbstverständlich“, meinte Luz.

„Und darf ich Sie bitten, mich zu begleiten?“ fragte Hanna zögernd.

„Wenn Sie es wünschen, stehe ich gerne zur Verfügung. —“

„Ja, ich bitte Sie recht herzlich mitzukommen —“

Dann schwieg Hanna einen Augenblick. „Ich bin nun ganz ruhig“, fuhr sie fort. „Selbst die Enthüllungen, die ich heute nachmittag zu erwarten habe, fürchte ich nicht mehr. — Ich werde das Schlimmste — was es auch sei, gefaßt aufnehmen, denn ich muß Ihnen beweisen, daß ich kein kleines, dummes Mädchen mehr bin, wenn ich mich vorhin auch von meinem Schmerz überwältigen ließ. — Aber versehen Sie sich in meine Lage, Herr Doktor. — Seit meiner Ankunft in Frankfurt stürmt es auf mich ein wie mit Kolbenschlägen. — Ich muß endlich zur Ruhe kommen. — Und nun, Herr Doktor, will ich Ihnen erzählen, was ich weiß, — und warum ich vermute, daß Juan — Herr de Souza Miranda —“, verbesserte sie sich, „den Schlüssel zu dem Mysterium besitzt. — Heute mittag werden wir aus seinem eigenen Munde des Rätsels Lösung erfahren. — —“

\* \* \*

Als sich Luz in Begleitung Hannas pünktlich um 4 Uhr im Städtischen Krankenhaus einfand — Hanna hatte darauf bestanden, ihren Bruder nicht in das Vertrauen zu ziehen —, wurden sie von dem aufsichtführenden Arzt ernst empfangen.

„Herr de Souza Miranda“, sagte er, „bestand auf Ihrem Besuch und ich konnte und durfte, da anscheinend triftige Gründe familiärer Art vorlagen, meine Einwilligung nicht versagen. Ich richte nur die Bitte an Sie, den Patienten nicht allzusehr zu erregen — —.“

„Ich bin selbst Medizinerin —“, sagte Hanna. „Ist sein Befinden wirklich so ernst —?“

„Es liegt die begründete Befürchtung vor, daß er die Nacht nicht mehr überlebt“, sagte der Arzt. „Er kennt seinen Zustand selbst genau, ist ruhig und gefaßt und erwartet Sie nur mit großer Sehnsucht.“

„Dann wollen wir den armen Juan nicht länger warten lassen“, sagte Hanna.

Als sie in Begleitung des Arztes das helle, freundliche Zimmer betraten, in dem Juan de Souza Miranda lag, erhob sich eine Krankenschwester von ihrem Sitz am Bett und verließ auf einen Wink des Arztes geräuschlos, fast wie ein Schatten, das Zimmer.

„Ich lasse Sie mit dem Kranken nun allein“, sagte der letztere. „Falls Sie mich benötigen sollten, wollen Sie bitte klingeln.“

Hanna nickte und trat auf das Krankenlager zu.

Luz war diskret zurückgetreten. Ein kurzer Blick in das wachsbliche Gesicht des jungen Mannes, der dort im Bette lag, gab ihm die Bestätigung, daß die Befürchtung des Arztes gerechtfertigt war.

Das Mädchen hatte sich neben dem Bett des Kranken niedergelassen und dessen rechte Hand sanft ergriffen, dann wechselte es einige Worte mit ihm.

„Herr Doktor,“ rief Hanna mit unterdrückter Stimme, „Herr de Souza Miranda will Sie sprechen —“ und Luz trat dicht an das Bett heran und ergriff, ohne ein Wort zu reden, die freie Hand des Argentiniers, die ihm dieser aber sofort entzog.

„Nicht —“ sagte er. „Es ist die Hand eines Verbrechers —“

Doch Luz schüttelte den Kopf.

„Ich fühle mich nicht befugt, über Sie zu richten“, sagte er und ergriff die Hand des Kranken von neuem.

„Ich — bin — aber — der Mörder — Doktor Sehlers — —!“ sagte der andere.

„Ich kenne die Motive nicht, die Sie geleitet

haben — für mich sind Sie ein Schwerkranker, der meines Mitleids und der Theilnahme bedarf. —“

Der Argentinier schwieg einen Augenblick.

„Golen Sie sich den Stuhl da drüben,“ bat er mit leiser Stimme, „und setzen Sie sich zu mir, ganz nahe. — Sie sollen meine Beichte mit anhören. — Wenn mich auch die Welt für einen Verbrecher halten wird, — Gott im Himmel wird meine Motive verstehen und meine Schuld vergeben. — Gib mir bitte die Tropfen dort, Juana, sechs Tropfen auf ein Glas Wasser. — Grazias, Juanita. Es wird eine lange Geschichte werden, die ich dir zu erzählen habe, ich muß dir vielleicht auch recht wehetun, Juana, — aber — es ist Wahrheit, was ich dir berichte, — die volle reine Wahrheit. — So wahr mir Gott helfe —“

Und mit leiser Stimme, unter größter Spannung seiner beiden Zuhörer, begann Juan de Souza Miranda zu erzählen. — —

## Schluss.

Die mit mehrfachen Unterbrechungen vorgetragene Beichte des Argentiniers soll nun hier im Zusammenhang berichtet werden.

Den heutigen südamerikanischen Freistaat Uruguay nannten die ersten hierher kommenden Spanier die „Banda Oriental“; später wurde der Name des Flusses Uruguay, der die Republik im Westen gegen den Nachbarstaat Argentinien abschließt, auf das Land übertragen.

Der für amerikanische Verhältnisse nur kleine Staat hat sich heute zu einem gewissen Wohlstand emporgearbeitet, nachdem die vielen, teilweise recht blutigen Parteikämpfe, die eine gedeihliche Entwicklung des Landes unterbunden haben, erst in den letzten Jahrzehnten zu Ende gekommen sind.

Nach Befreiung der Banda Oriental vom spanischen Joch besetzte Brasilien im Anfange des Jahres 1817 die Hauptstadt Uruguay's, Montevideo, und vereinigte 1821 die ganze Banda Oriental unter der Bezeichnung Provincia Cisplatina mit Brasilien. —

Streitigkeiten, die wegen dieses Vorgehens zu kriegerischen Verwicklungen mit Argentinien führten, wurden durch das Eingreifen Großbritanniens im Jahre 1828 beigelegt, und am 18. Juli 1830 bestieg der General Fructuoso Ribera den Präsidentenstuhl der neuen selbständigen „Republica Oriental del Uruguay“.

Fünf Jahre später übernahm Manuel Oribe die Regierung, wurde jedoch nach dreijähriger Präsi-



denschaft von Ribera wieder gestürzt, und nun entwickelten sich jene blutigen Parteikämpfe, wie sie bis fast in die neueste Zeit hinein die meisten Republiken des lateinischen Amerika durchwütet haben.

In dem benachbarten Argentinien übte zu gleicher Zeit, das heißt in den 30 er Jahren des vergangenen Jahrhunderts, der Präsident Juan Manuel de Rosas eine geradezu unumschränkte diktatorische Gewalt aus, und führte eine derartig blutige, tyrannische Herrschaft, wie sie ganz Südamerika selbst in den Zeiten der spanischen Konquistadoren nicht erlebt hatte. Seine politischen Gegner, die sich Unitarier nannten, ließ er zu Tausenden hinhinmorden, eine einzige unbedachte Äußerung, ja schon ein bloßer Verdacht, lieferte sie vor die Rügeln der Rosas'schen Tiradores<sup>1)</sup>.

Diese von Rosas verfolgten und vertriebenen Unitarier boten nun Ribera ihre Dienste an, der ihnen dafür die Unterstützung zum Sturze Rosas versprach.

Rosas, darüber erbittert, begünstigte nun Oribe, während sich Ribera die Hilfe Frankreichs und Englands zu sichern verstand. Trotzdem belagerte Oribe hartnädig Montevideo und war auch dann noch nicht zur Einstellung der Feindseligkeiten zu bewegen, als die Franzosen ein Expeditionskorps nach Uruguay entsandten. —

Eine Änderung in den Verhältnissen trat erst ein, als einer der Rosas'schen Generale, Don José Justo d'Urquiza, der Gouverneur der argentinischen Provinz Entre Rios, die nur durch den Uruguayfluß von der Banda Oriental getrennt war, den Augenblick für gegeben erachtete, um das Joch des verhassten Tyrannen Rosas abzuschütteln. —

Unter seiner Leitung trennten sich die Provinzen Entre Rios und Corrientes von der Argentinischen Konföderation, und nachdem d'Urquiza am 29. Mai 1851 mit dem Kaiser von Brasilien und Don Joa-

---

1) Scharfschützen.

quin Suarez, dem damaligen rechtmäßigen Präsidenten der Banda Oriental, einen Bündnißvertrag gegen Rosas und dessen Günstling Oribe abgeschlossen hatte, überschritt er mit 20 000 Mann den Uruguayfluß, während gleichzeitig ein brasilianisches Kontingent unter dem Grafen Carias von Norden her in die Banda Oriental einrückte. — Oribe mußte nun das 8 Jahre lang vergeblich belagerte Montevideo aufgeben, und am 8. Oktober zog d'Urquiza an der Spitze der Verbündeten in die besetzte Stadt ein.

Zu der Expedition, die nun gegen Rosas eingeleitet werden sollte, hatte sich der Präsident von Paraguay, Don Carlos Antonio Lopez, erboten, ein Hilfskorps von 8000 Mann, meistens Kavallerie, unter dem Befehl seines Sohnes Franzisko Solano Lopez zur Verfügung zu stellen.

Ein Kurier von Lopez war bereits in Montevideo eingetroffen, und gerade als ihm die Depeschen, die neben anderen wichtigen Anweisungen, den Zeitpunkt und Ort der Paraguayanischen Hilfsstruppen enthielt, überbracht wurden, gelang es im letzten Augenblick den Boten als bezahlten Spion des Diktators Rosas zu entlarven.

Während bei der prompten Justiz damaliger Zeiten der Spion einer Kugel verfiel, wurde in einem schnell einberufenen Kriegsrat, unter dem Vorsitz des Präsidenten Suarez, die Frage nach einem anderen geeigneten Kurier aufgeworfen, der in Anbetracht der wichtigen Papiere, deren Träger er war, eine Persönlichkeit von unbedingter Vertrauenswürdigkeit sein mußte, und nach längerer Beratung einigte man sich auf den Vorschlag des Kriegsministers von Uruguay, einen jungen Deutschen, den capitano medico (Stabsarzt) Don Enrique Seyler mit der Mission zu betrauen.

Seyler, ein badischer Student der Medizin, hatte politischer Gründe wegen seine deutsche Heimat nach der Revolution im Jahre 1848 verlassen müssen

und war im Heere der Banda Oriental, wo er als Freiwilliger eintrat, schnell zum Stabsarzt avanciert.

Kühn und verwegen, wie er war, erklärte er sich auch bereit, die wichtigen Papiere verlässlich in die Hand des Präsidenten Lopez gelangen zu lassen, verlangte jedoch bei der Gefährlichkeit des Auftrags (der Wasserweg führte den Paraná hinauf durch argentinisches Gebiet) die Summe von 2000 Pesos fuertes (ungefähr 8000 Mark), und zwar 1000 Pesos sofort und 1000 Pesos nach Erledigung seiner Aufgabe.

In Unbetracht der konstanten Ebbe in den Kassen südamerikanischer Republiken hätte diese Forderung Seylers Mission beinahe zum Scheitern gebracht. — Die Wichtigkeit und Dringlichkeit des Falles ermöglichte es jedoch, die verlangten 1000 Pesos aufzutreiben, und nachdem sich der General d'Urquiza persönlich verpflichtet hatte, nach Erledigung des Auftrags für die restlichen 1000 Pesos aufzukommen, trat Seyler seine Reise an.

Die Rosas'schen Spione, von denen es in Montevideo wimmelte, waren aber nicht untätig geblieben.

In Rosario, am Paraná, fiel Seyler den Horden des argentinischen Tyrannen in die Hände, und nur dem Umstand, daß er in weiser Voraussicht die Papiere in das Futter seiner hohen Stiefel eingenäht hatte, war es zu verdanken, daß die Dokumente trotz eifrigstem Suchen den Blicken der Rosas'schen Kreaturen verborgen blieben, und durch eine kühne, abenteuerliche Flucht Seylers zu Pferde quer durch die Provinzen Santa Fé und Corrientes, doch noch rechtzeitig in die Hände des Präsidenten von Paraguay gelangen konnten.

Auf dem Rückwege nach Montevideo wurde Seyler jedoch in Paraná von Truppen d'Urquizas verhaftet und wegen Spionageverdachts längere Zeit im Kerker festgehalten.

Die Vermutung Seylers, daß der schlaue d'Urquiza, der bei allem Haß auf Rosas seine ehrgeizigen

Ziele gegen materielle Interessen zurückstellte, die Inhaftierung selbst veranlaßt hatte, in der Absicht, den deutschen Kurier um den ausbedungenen Lohn zu pressen, nahm feste Gestalt an, als d'Urquiza sich später, nachdem Seyler wieder aus dem Gefängnis entlassen war, und er selbst an Stelle des verjagten und nach England geflüchteten Rosas die Regierung übernommen hatte, sich an die Bezahlung der restlichen Summe nicht mehr erinnern wollte. —

Gegen den allmächtigen Präsidenten der argentinischen Föderation war Seyler machtlos, und voller Wut im Herzen über südamerikanischen Treubruch kehrte er sowohl der Provinz Entre Ríos, als auch der Banda Oriental den Rücken und ging nach Paraguay, wo er sich in Asunción niederließ und seine medizinischen Studien wiederaufnahm.

Jahre waren inzwischen vergangen. —

Der Präsident von Paraguay, Don Carlos Antonio Lopez, war 66 Jahre alt, am 10. September 1862 gestorben und sein damals 33-jähriger Sohn Franzisko Solano übernahm die Regierung.

Niemals hat ein vereinstiger Staatsmann und Herrscher in Südamerika solche Glücks- und Machtmittel mit auf den Weg bekommen, wie Franzisko Solano Lopez.

Der Vater hatte es verstanden, sein Land in mehr als 20-jähriger unumschränkter Herrschaft sicher durch alle politischen Fährnisse zu geleiten und in geradezu wunderbarer Weise die wirtschaftlichen Hilfsmittel Paraguays zu entwickeln.

Er wurde in allen seinen Bestrebungen durch eine an den preußischen Soldatenkönig Friedrich Wilhelm I. erinnernde Sparsamkeit unterstützt, dessen militärische Ideen, nämlich, daß sein Land nur bei einer starken Militärmacht blühen und gedeihen könne, er sich auch zueigen gemacht hatte.

Als der jüngere Lopez am 16. Oktober 1862 den Präsidentenstuhl bestieg, verfügte er über ein stehendes glänzend diszipliniertes Heer von über 60 000 Mann

mit mehr als 200 Kanonen, eine Macht, die für die südamerikanischen Verhältnisse der damaligen Zeit als sehr respektabel gelten mußte.

Sehler, der bei seinem diplomatischen Auftrag im Jahre 1851 die Bekanntschaft des damals 24-jährigen Lopez gemacht hatte, bot ihm nach dessen Rückkehr aus Europa seine Dienste an, die Lopez dankend annahm und den jungen Deutschen als Capitano in die Paraguaysche Armee einstellte.

Dadurch trat Sehler zu dem fast gleichalterigen Südamerikaner, der durch einen längeren Aufenthalt in Europa die dortigen Sitten kennen und schätzen gelernt hatte, in ein fast freundschaftliches Verhältnis, und bald sollte der Deutsche Gelegenheit finden, seine Ergebenheit und diplomatischen Fähigkeiten im Dienste Don Franzisko Solanos zu zeigen.

Im Jahre 1864 ging in Uruguay die Regierung des Präsidenten Berro zu Ende, und Anastasio Uguirre kam ans Ruder. Diesen Zeitpunkt hielt der bekannte Parteigänger Flores zu einem bewaffneten Einschreiten für besonders geeignet, und wurde von Brasilien, das in ihm ein gefügiges Werkzeug für seine politischen Bestrebungen zu finden glaubte, tatkräftig unterstützt.

Trotz des Einspruchs Lopez', der, auf seine starke Militärmacht pochend, erklärte, er werde einen Einfall brasilischer Truppen in Uruguay unter keiner Bedingung zulassen, besetzte aber Brasilien am 16. Oktober 1864 Montevideo.

In Argentinien hatte inzwischen d'Urquiza dem General Mitre in der Regierung weichen müssen und sich nach der Provinz Entre Rios zurückgezogen, die er fast unumschränkt regierte.

Sich die Hilfe d'Urquizas in dem bevorstehenden Konflikt mit Brasilien zu sichern, schien Lopez äußerst begehrenswert, und als Unterhändler hielt er Enrique Sehler für die geeignetste Persönlichkeit.

Nicht nur, daß sich Sehlers Eitelkeit durch diesen ehrenvollen diplomatischen Auftrag geschmeichelt

fühlte, er glaubte auch im eigenen Interesse tätig sein zu können, denn die Schuld d'Urquiza's, die 1000 Pesos fuertes betreffend, hielt er noch längst nicht für verjährt; und am 22. Oktober verließ er, mit weitgehenden Vollmachten versehen, Asunción, um in Paraná, wo d'Urquiza residierte, die Verhandlungen für Paraguay aufzunehmen.

Auf dem Schiff machte Seyler die Bekanntschaft einer jungen Dame, die gleich ihm von Asunción, wo sie Verwandte besucht hatte, nach Paraná reiste. Mit dieser bildhübschen Argentinierin, die an dem hochgewachsenen, blonden Deutschen gleichfalls Gefallen fand, war Seyler während der ganzen Reise zusammen und schwer schien er sich bei seiner Ankunft in Paraná von der lieblichen Dolores Piérola zu trennen, aber sein Ehrgeiz siegte über die aufkeimende Liebe, und nachdem er sich die Adresse des Mädchens, das elternlos dastand, notiert hatte, widmete er sich mit Eifer seiner diplomatischen Mission.

Es kann gesagt werden, daß es leichter war, d'Urquiza zu einem bewaffneten Einschreiten an der Seite Paraguays zu bewegen, als den alten, geizigen Gaucho von der Nothwendigkeit, seine frühere Schuld zu begleichen, zu überzeugen, trotzdem der Stieffohn d'Urquiza's, Lopez Jordan, ein eifriger Fürsprecher Seylers war, und Jordan, dem die pekuniäre Abhängigkeit von seinem Stiefvater schon lange ein Dorn im Auge war, überwarf sich mit d'Urquiza dergestalt, daß er Seyler anbot, ihn nach Paraguay zu begleiten, und dem Präsidenten Lopez seine Dienste anzubieten.

Der Deutsche versicherte ihn seiner Fürsprache und verließ am folgenden Tag mit Lopez Jordan die Residenz d'Urquiza's, nicht, ohne vorher noch eine Zusammenkunft, außerhalb der Stadt Paraná, mit Dolores Piérola festgesetzt zu haben.

Wenn auch Seylers Privatangelegenheit mit d'Urquiza ergebnislos verlaufen war, so brachte ihm der diplomatische Erfolg seiner Reise die höchste An-

erkennung, und mit der Zusage d'Urquiza's, bei einem Einmarsch der paraguayischen Truppen in der argentinischen Provinz Corrientes, mit seinem eigenen Contingent loszuschlagen, erklärte Lopez Brasilien den Krieg, und kaperte auf dem Paraguayfluß als erste Kriegsbeute den brasilianischen Postdampfer „Marques de Olinda“. Damit waren die Feindseligkeiten eröffnet, und der paraguayische General Barrios, ein Schwager Lopez', rückte mit 10 000 Mann in die brasilianische Provinz Matto Grosso ein.

Statt sich nun der Hilfe des auf Brasilien stets eifersüchtigen Argentiniens zu versichern, machte Lopez den großen Fehler, den Präsidenten Mitre von Argentinien durch eine in ziemlich hochfahrendem Tone gehaltene Forderung, die Provinz Corrientes als Durchmarschgebiet zu benützen, zu brüskieren.

Die Weigerung Mitres veranlaßte Lopez, auf seine Militärmacht fußend, auch Argentinien den Krieg zu erklären.

Während der paraguayische General Robles in Corrientes einmarschierte und die gleichnamige Hauptstadt besetzte, überschritten die Lopez'schen Führer Estigarribia und Duarte mit 12 000 Mann den Paraná und erreichten am 1. August Uruguhana am Uruguayfluß, das Estigarribia besetzte, während Duarte auf der anderen Seite des Flusses sein Lager aufschlug.

Seyler, inzwischen zum Major befördert, verblieb beim Stab des Präsidenten.

Dem ungeheuren Jubel auf das siegreiche Vordringen der paraguayischen Armeen folgte aber bald eine große Ernüchterung, denn nach den ersten Überraschungserfolgen der Lopez'schen Truppen hatten die verbündeten Argentinier und Brasilier, verstärkt durch die Truppen des Bandenführers Flores, die Offensive ergriffen.

Die am Uruguay lagernde Armee des Generals Duarte wurde am 17. August angegriffen und vernichtet, und der alliierten Heeresgruppe, bei welcher

sich der Kaiser von Brasilien selbst besand, gelang es Estigarribia in Uruguayana einzuschließen und Mitte September 1865 zur Kapitulation zu zwingen.

Lopez war gezwungen, die Provinz Corrientes räumen zu lassen, und stieß nun selbst zu seinen Truppen, mit denen er nach längerem Zögern die unter dem Befehl des argentinischen Präsidenten Mitre stehenden Truppen bei Curupaty angriff. Die Schlacht, die auf beiden Seiten große Opfer forderte, wollen beide Parteien gewonnen haben, jedenfalls konnte Lopez keinen greifbaren Erfolg für seine Partei buchen, er mußte sich im Gegenteil mit dem Rest seiner Armee in die Festung Humaita werfen, die an einer großen Biegung des Paraguayflusses, nach Lopez' eigenen Angaben, zu einer starken Redoute ausgebaut war.

Dort widerstand die paraguayische Armee 13 Monate lang heldenhaft den wiederholten Anstürmen der verbündeten Argentinier und Brasilier, welche ungeachtet der furchtbaren Verluste, die Krankheiten und die Waffen der Verteidiger forderten, die Belagerung nicht aufgaben.

Das Verhältnis Lopez' zu Seyler, welcher letzterer unermüdlich in den vordersten Schanzen der Festung zu finden war, hatte in jener Zeit eine empfindliche Trübung erfahren.

Außer den Intrigen einiger gewissenloser Wühler mochte auch das völlig negative Ergebnis seiner diplomatischen Mission bei d'Urquiza Schuld daran getragen haben, denn der schlaue Gaucho hütete sich wohl, nach den ersten Mißerfolgen der paraguayischen Armee aus seiner beschaulichen Ruhe herauszutreten.

Die Lage der Verteidiger von Humaita wurde von Woche zu Woche prekärer. Der Hunger, die Krankheiten und nicht zuletzt die Granaten der brasilianischen Kanonenbootflotille, die den Paranáfluß blockierte, räumte furchtbar in ihren Reihen auf.

Lopez, der persönlich feige war und Verrat fürchtete, ließ sich unter seinen Truppen nicht mehr



blicken. Seine Hauptbeschäftigung bestand in Unterscheiden von Todesurteilen; wie bei manchem Feigling in der Stunde der Gefahr, so triumphtierte auch bei ihm die Grausamkeit über die besseren Instinkte.

Seyler hatte unter diesen Umständen allen Grund, auch um seine Sicherheit besorgt zu sein, und am 4. August war es, daß Lopez Jordan, der als Leutnant unter ihm kämpfte, mitten in der Nacht in Begleitung eines fremden Mannes in sein Quartier trat und seinen Major aus dem Schlafe weckte.

„Du mußt sofort fliehen, Enricque —“ sagte er. „Heute Abend ist ein Bote d'Urquiza's erschienen, der eine längere Unterredung mit ihm geführt hat. — Ich weiß aus bester Quelle, daß mein sauberer Stiefvater dich bei Lopez des Verraths beschuldigen ließ, und da deine Aktien ohnehin schlecht genug standen, sollst du morgen standrechtlich erschossen werden.“

Seyler sprang zähneknirschend von seinem Lager auf.

„Dieser elende Lump — —!“ rief er aus. „Aber beide sollen sie mich kennenlernen — — erst Lopez, dieser undankbare Tyrann, den ich greifbar nahe habe, dann später d'Urquiza — —.“

In seinem verbohrten Haß auf d'Urquiza hielt es Seyler nicht für notwendig, die Wahrheit der Beschuldigungen Lopez Jordans nachzuprüfen.

Dieser hatte den Erfolg seiner Worte genau beobachtet.

„Keine übereilten Dummheiten, Enricque, —“ warnte er. „Hier dieser Mann, der mit dir reden will, wird uns helfen, die Festung zu verlassen. —“

„Wer sind Sie — —?“ fragte Seyler den Fremden.

„Ich bin der Oberst Ferreira, vom neunten brasilianischen Jägerregiment —“ antwortete dieser. „Unter Todesverachtung habe ich mich in die Festung geschlichen, nur um Sie zu sprechen — Major Seyler!“

„Und was wollen Sie von mir — —?“

„Ich will Ihnen bei Ihrer Rache behilflich sein, Major. Gleichzeitig können Sie die Summe von

fünftausend Patacons (ungefähr zwanzigtausend Mark) spielend verdienen — —“

Seylers Augen flammten bei Nennung dieser Summe auf.

„Reden Sie, Kolonel —“ sagte er. Ich höre —“  
Und der Spion sprach:

„Humaita“, sagte er, „ist von der Flußseite her nicht oder doch nur unter ungeheuren Verlusten zu nehmen. Hingegen bietet die Landseite Aussicht auf Erfolg. Viertausend brasilische Infanteristen mit zwölf Geschützen stehen zur Aberrumpfung bereit. Das dürfte genügen, und da Ihr Bataillon die Hazienda Santa Anna sichert — —“

„Ich verstehe —“ sagte Seyler. „Und für die Entwaffnung meiner Truppen bieten Sie mir fünftausend Patacons — —? Es sei, Kolonel, — ich bin bereit. — Hier meine Hand. —“

Lopez Jordan und der brasilische Oberst wechselten einen kurzen, schnellen Blick. Der letztere zog eine Briefftasche und zählte bei dem ungewissen Licht einer Kerze eine größere Anzahl Banknoten auf den Tisch des Zimmers, die Seyler an sich nahm und sorgfältig verwahrte. —

Dann besprachen die drei die genauere Ausführung ihres Planes.

Am 5. August des Jahres 1868 fiel die Festung Humaita durch Aberrumpfung von der Landseite her, in die Hände der Verbündeten. —

Am 11. Dezember wurde am Tepicuarfluß bei Ita Ibaté und Lomas Valentinas, in einer sechstägigen mörderischen Schlacht der Rest des Lopez'schen Heeres vernichtet, und nachdem am 1. Januar 1869 Lopez' Hauptstadt Asuncion in die Hand des Feindes gefallen war, wurde er selbst, am 1. Mai 1870, von einer brasilianischen Kavalleriepatrouille bei Cerro Era am Aquidabanfluß eingeholt und durch einen Lanzenstich getötet.

Seylers Rache konnte befriedigt sein.

Nun blieb nur noch d'Urquiza, mit dem er abzurechnen hatte. Lopez Jordan, der die Rolle des

Jago spielte, und es trefflich verstand, den impulsiven Seyler für seine schmutzigen Pläne zu gebrauchen, stand mit seinem Stiefvater d'Urquiza auf dem schlechtesten Fuße. Er strebte nach nichts Geringerem als die Macht in Entre Rios selbst an sich zu reißen, und schreckte auch vor einem Mord nicht zurück. Was wollte auch ein Menschenleben zu damaliger Zeit in Südamerika bedeuten. — In Seyler, dessen Haß er vorzüglich zu schüren verstand, hatte er ein gefügiges Werkzeug.

Der siebenzigjährige d'Urquiza hatte sich seit einiger Zeit aus dem öffentlichen Leben zurückgezogen und lebte in stiller Beschaulichkeit, mit einer Stieftochter auf seinem palastähnlichen Landjitz San José, wo er immer noch in Kontakt mit der herrschenden Regierung des Präsidenten Sarmiento in Buenos Aires stand.

Am Morgen des 10. April langten Seyler und Lopez Jordan mit einem halben Duzend gedungener Mörder in San José an, und während es Lopez Jordan für angebracht hielt, mit seiner eigenen Person im Hintergrund zu bleiben, verbrachte Seyler den Tag in San José, um das Terrain zu rekonoszieren.

Er schlenderte dann durch die Straßen der kleinen Stadt, und kehrte abends in das Hotel Oriental zurück, wo er übernachten wollte.

Nachdem er in seinem Zimmer etwas Toilette gemacht hatte und gerade im Begriffe war, zum Essen hinabzugehen, klopfte es, an seine Thür und eine barhäuptige Frauensperson, die landesübliche Mantilla über das Gesicht gezogen, schlüpfte schnell in das Zimmer.

Dort ließ sie das verhüllende Tuch fallen. — Seyler hatte sich erstaunt nach der Thür umgewandt.

„Dolores — —!“

„Ja — ich — Enricque — —!“ und schon hing sie an seinem Halse und bedeckte Mund und Augen mit wilden Küssen.

„Ich wußte, Enricque — daß ich dich noch einmal wiedersehen würde“, stammelte das Mädchen.

Seyler hatte sich auf das eiserne Bett niedergesetzt und sie sanft auf seine Knie gezogen.

„Wie kommst du hierher — Dolores — —?“ fragte er erstaunt.

„Still — —!“ sagte sie, und legte ihm ihre kleine Hand auf den Mund. „Ich habe dich auf der Straße gesehen, und bis hierher verfolgt. — Niemand darf wissen, daß ich hier bin. — Bei der heiligen Mutter von Santa Jós —! Ich, die stolze Dolores Piérola, im Zimmer ihres Amante, wie eine kleine paraguayische Guiguabéra (Mädchen aus dem Volke). — —“

Seyler hatte sich sanft aus der Umschlingung des Mädchens gelöst. — „Wohnst du denn in San José — —?“ fragte er.

„Ja, ich wohne hier —“, sagte Dolores kurz. Dann verschloß sie ihm den Mund von neuem mit einem heißen Kuß. „Frage nicht, Enricque. — Ich muß bald wieder gehen. — — Und ich habe dich doch so lieb — Enricque — — so lieb — —!“

Und Seyler zog den warmen, zitternden Frauenkörper in seine Arme, und küßte wild den weichen Mund, der ihm nur zu willig geboten wurde. — —

Als nach Verlauf einer Stunde Dolores ebenso heimlich und still, wie sie erschienen, aus dem Zimmer gehuscht war, stand Seyler langsam vom Bette auf, strich sich die zerzauste Frisur zurecht und zog seine Uhr. Er unterdrückte einen leisen Fluch.

In seiner dummen Verliebtheit hatte er ganz seine Leute vergessen, jene Gauchos, die zu dem Drama, das sich morgen abspielen sollte, mit dem Gelde des ränkevollen Lopez Jordan gedungen waren.

Er suchte die Gauchos, die in der verabredeten Schenke bei Agua ardiente (Schnaps) und ihrem Montenspiel saßen, auf, und besprach mit ihnen nochmals alle Einzelheiten des Planes. Dann kehrte er in sein Hotel zurück und legte sich zu Bett.

Und der 11. April 1870, der sich äußerlich ebenso strahlend präsentierte, wie jeder andere argentinische Frühlingstag, sollte der schwärzeste Tag werden in dem Leben des deutschen Abenteurers.

Hatte schon der Verrat von Humaita einen schlechten Charakterzug Seylers enthüllt, so hinterließ die Ermordung des siebenzigjährigen Greises, des Siegers von Monte Caceros, einen unaustilgbaren schwarzen Fleck in dem Schicksalsbuche Heinrich Seylers.

Daß der Plan dem Kopfe des ehrgeizigen, skrupellosen Stieffohnes entsprungen, daß Seyler nicht selbst Hand anlegte, sondern, daß es gedungene, rohe Gaucho's waren, die den Mordstahl gezückt haben, — Seyler war moralisch nicht weniger schuldig; denn die Leitung und Ausführung des schändlichen Attentates, lag in seinen Händen, und wenn man die furchtbare That, nach allem, was vorangegangen war, auch vielleicht verstehen kann; die Verzeihung wird sich nur schwer finden lassen. — —

Vielleicht mochte Enrique Seyler selbst Ähnliches empfinden, als er sich über den Greis beugte, der in Todeszuckungen blutend am Boden lag; aber mit Gewalt unterdrückte er jegliche weichere Regung, und als er den großen Sekretär des Ermordeten durchwühlte und mit bebenden Fingern einen größeren Geldbetrag in seine Tasche versenkt hatte, zuckte sogar für einen Augenblick ein flüchtiges, wenn auch grimmiges Lächeln über seine krampfhaft geschlossenen Lippen. —

Was er sich da genommen, war vor zwanzig Jahren, unter Einsetzung seines jungen Lebens ehrlich verdient, und jener Greis dort am Boden hatte ihn in seinem schmuckigen Geiz um den mehr als wohlverdienten Lohn betrogen. — Ihm war recht geschehen. — —

Ein furchtbarer Schrei von der Tür her ließ Seyler aufblicken.

Dort stand — — Dolores Piérola — — die

Augen in schreckensvoller Starre auf Seyler gerichtet. — —

„Valga me dios — —!“ rief Seyler aus und trat auf das Mädchen zu. „Dolores — — du hier — —! Was tust du hier — —!“

Doch die Angeredete wich der Annäherung des Mannes mit entsetzt ausgestreckten Armen schreiend aus, warf sich, am ganzen Körper zuckend, über den Toten, und nicht achtend, daß sie ihr weißes Kleid mit Blut besudelte, nahm sie den kalten, starren Kopf des Greises in beide Hände.

„Papa — — caro, carissimo Papa — —“, stammelte sie. „Wer hat das getan — —?“

Seyler war, wie von einer Tarantel gestochen, zurückgetaumelt.

„Dolores — —!“ kreischte er auf. „Wer bist du. — — Bin ich von Sinnen — —! Du — — du bist — —!“

„Ich bin die Tochter dieses Mannes — — den du ermordet hast“, sagte sie tonlos. — Und als sich Seyler ihr nähern wollte, schrie sie, bis in die äußerste Ecke des Zimmers flüchtend.

„Mörder — — verruchter Mörder. — — Geh mir aus den Augen — —!“

Und von Entsetzen und Grauen geschüttelt, floh Seyler aus dem Zimmer.

Das ausgedungene Blutgeld Lopez Jordans ließ er sogar im Etich und eine Woche später schiffte er sich in Montevideo ein und verließ die Banda Oriental, um nach Europa zurückzukehren. — —

\* \* \*

\*

Juan de Souza Miranda hatte seine Erzählung beendet.

Erschöpft war er in die Kissen zurückgesunken und schloß die Augen.

Luß war schweigend und bewegt aufgestanden,

während Hanna die linke Hand auf das wildklopfende Herz gepreßt, zitternd den furchtbaren Eröffnungen des Argentiniers gefolgt war. —

„Ich bin noch nicht zu Ende —“, fuhr dieser mit leiser Stimme fort, und fischte nach der Hand des Mädchens. —

„Seyler war nach Europa zurückgekehrt, ohne zu wissen, daß Dolores Piérola, die Stieftochter des Präsidenten d'Urquiza, am 26. Januar 1871, von einem Knaben entbunden wurde, — dessen Vater er war. — Zwei Jahre später verliebte sich ein junger Argentinier in die noch immer bildhübsche Dolores und nahm sie zur Frau, — — indem er — — ihr — Kind adoptierte. — — Dieses Kind — —“

„Allmächtiger Gott — —!“ rief Hanna aus, und riß sich los. — — „Du Juan — — du selbst — — bist am — — 26. Januar geboren. — — Gott steh mir bei — —! Du bist — —?“

„Ja — —,“ sagte der Argentinier, „ich — bin — Seylers Sohn. — — Gib mir die Tropfen, Hanna — — ich — bin noch nicht zu Ende. — —“

Und als das Mädchen mit bebenden Fingern sechs Tropfen abgezählt und Juan das Glas gereicht hatte, fuhr dieser langsam, in längeren Absätzen zu reden fort.

„Auf dem medizinischen Kongreß hier — traf — ich — meinen Landsmann Sarmiento — — er machte mich — mit einem deutschen Gelehrten bekannt — — der lange Jahre in den La Platastaaten gelebt hatte — — und vorzüglich Spanisch sprach. — Bei Nennung des Namens Seyler — — stieg ein furchtbarer Verdacht in mir auf, — der durch den Vornamen Heinrich — — Spanisch Enrique — noch bestärkt wurde. Ich suchte — — am folgenden Morgen — — einem Sonntag — — Seyler in seiner Wohnung auf — — und da wurde mein Verdacht zur Gewißheit. — — Im Zimmer hing — — unter Glas und Rahmen — ein Offiziers-

patent, in spanischer Sprache ausgestellt, — — unterschrieben von dem Präsidenten Joaquin Suarez von Uruguay — — auf den Namen — — Don Enrique Seyler, — Capitano medico, in der Armee — — der Banda Oriental. — — Ich hätte Seyler niederschlagen können? — — Ich tat es nicht. — — Ich wollte nicht zum Vatermörder werden — — sondern die Rache dem Himmel überlassen. — — In meiner Wohnung angelangt — öffnete ich mein Terrarium — und holte vorsichtig die giftigste von meinen Schlangen — — die Lanzen-  
schlange heraus. — — In einem Kasten mit zwei Luftlöchern — — verschloß ich sie — — und schickte ihn durch die Post, als Einschreibebrief, — — an Seyler ab, — — nachdem ich einen Zettel mit den Worten — — Mörder! — Denk' an die Banda Oriental — —! vorher — — in das Kästchen gelegt hatte. — — Ich wollte es der Vorsehung überlassen, — — ob Seyler nach dreißig Jahren noch bestraft, oder ob — — er begnadigt werden sollte. — — Erstickte die Schlange während des Transportes — —? Gut — —! Wollte es aber Gott — — daß Seyler noch bestraft würde — — dann — — dann — — ließ er die Schlange am Leben. — Er hat das letztere gewollt. — — Du kannst dir mein Entsetzen vorstellen — Juana, — als ich durch dich erfuhr, daß Seyler dein Stiefvater war — — und als ich durch das Betrachten — der Photographie des schustigen Lopez Jordan von neuem an Seylers Schuld erinnert wurde. — — Trotzdem wollte ich jetzt der Vorsehung vorgreifen. — — Ich eilte mit dir in die Wohnung — — meines — — deines — — Vaters, — — aber ich kam zu spät. — — Gott hat es so gewollt. — — Juana —,“ fuhr er flehend fort, „gib mir deine Hand — auch die andere — — ich muß sterben — ich weiß — ich fühle es — — daß ich den Tag nicht mehr überlebe. — — Bleibe bei mir. — Bitte, Juanita. — — Bleibe bei mir. — — Laß mich jetzt — — nicht allein. — —“



Luz hatte leise nach seinem Hut gegriffen und mit Hanna Brentano einen kurzen Blick gewechselt. — Dann ließ er das Mädchen mit dem sterbenden Mann allein.

\* \* \*

Mehr wie zwei Jahre waren inzwischen vergangen. An einem Dezembertage hatte sich Doktor Luz direkt vom Frühstückstisch in sein Arbeitszimmer begeben und dort vor seinem Schreibtisch Platz genommen. Trotz der frühen Stunde saßen schon mehrere Parteien, die den berühmten und beliebten Detektiv zu konsultieren gedachten, in dem anstoßenden, durch eine gepolsterte Tür abgeschlossenen Wartezimmer. Jedoch vor Durchsicht der Morgenpost pflegte Luz keinen Klienten zu empfangen, und so war er auch heute, seinem Prinzip getreu, damit beschäftigt, die Posteingänge einer Prüfung zu unterziehen.

Von dem Inhalt mehrerer Briefe hatte er bereits mit gleichgültiger Miene Kenntnis genommen, als ein weißer Umschlag sein Interesse zu wecken schien. Er betrachtete prüfend die großen, steilen Schriftzüge auf der Vorderseite des Briefes, dann schnitt er den Umschlag auf. Eine gedruckte Karte fiel heraus, die Luz ruhig zur Seite legte, um sich in den Inhalt des vierseitigen Briefes zu vertiefen.

Fein lächelnd ließ er dann den beschriebenen Bogen sinken und nahm die Karte zur Hand.

„Also doch —“, murmelte er. „Ich habe es geahnt.“

Auf der Karte stand in sauber lithographierten Buchstaben:

Als Verlobte empfehlen sich:

Hanna Brentano

Dr. med. Ibrahim Denkandi-Bendnisi.

Frankfurt am Main.

Calonique.

Der Detektiv erhob sich und ging mit langsamen Schritten nach dem Hintergrund des Zimmers, wo er einen großen zweitürigen Schrank öffnete, und einem Gefach zwei Gegenstände entnahm, die er vor sich auf den Tisch stellte.

Der eine bestand in einem Glasbehälter, welcher durch einen geschliffenen Deckel luftdicht verschlossen und zu dreiviertel mit einer bläugelben Flüssigkeit angefüllt schien.

Sinnend, den Kopf in die rechte Hand gestützt, betrachtete der Detektiv den Inhalt des Glases.

Es war eine daumendicke, ungefähr achtzig Zentimeter lange Schlange in Alkohol konserviert. Der braungelbe, mit schwarzen Rautenflecken gezierte Körper schien in der Mitte durchgebrochen.

Auf einem Papierschilde am Fuße des Glases stand säuberlich in Rundschrift vermerkt:

Lanzenschlange — *Lachesis lanceolatis*. Hochgiftiges Reptil aus der Familie der Grubenottern. Mittel- und Südamerika. Anlage zum Fall Denkandi. Journal II a. Egb. Nr. 174, Juni 1900.

Der Detektiv schob das Glas zur Seite, und griff nach dem zweiten Gegenstand, einer Kabinettsphotographie, die einen ungefähr vierzigjährigen Mann in Uniform darstellte.

Aus dem zweireihigen Schnitt des Waffenroßs und dem goldgestickten Samtkragen war der Staat, in dessen Heeresdienst der Träger der Uniform stehen konnte, nicht ohne weiteres ersichtlich, wenn auch der breitrandige Strohhut, ein sogenannter Sombrero, den der Mann trug, auf eine der vielen amerikanischen Republiken schließen ließ.

Der Detektiv hatte das Bild umgedreht und überlas aufmerksam eine Inschrift auf der Rückseite. Dort stand in großen, regelmäßigen Buchstaben:

„Dieses Bild stellt dar: Herrn Dr. med. Heinrich Paul Seyler. Er wurde geboren am 16. Januar 1827 zu Lörrach in Baden und starb am 17. Juni 1900 zu Frankfurt am Main. Er studierte in Frei-

burg Medizin und verließ im Jahre 1848 während der Revolution sein deutsches Vaterland, um nach Südamerika auszuwandern.

Von 1849—1851 war er Stabsarzt (capitano medico) im Heere der Republica Oriental de Uruguay (2. Lancero-Regiment). Von 1853—1868 Hauptmann, später Major beim 5. Regiment der Tiradores (Scharfschützen) von Asunción und Spezialkurier des Präsidenten Francisco Solano Lopez von Paraguay. Im Jahre 1870, als sein deutsches Vaterland ihn benötigte, kehrte er in seine Heimat zurück, machte im badischen Korps unter General Werder den Feldzug gegen Frankreich als freiwilliger Oberarzt mit, wurde in den Kämpfen an der Esaine verwundet und mit dem Eisernen Kreuz ausgezeichnet.

In Charlottenburg und später in Frankfurt am Main lebte er dann seinen medizinischen Studien und endete am 17. Juni 1900 sein Leben durch Mörderhand, nachdem ihm am Tage zuvor eine Erfindung gelungen war, die seinen Mitmenschen zum Heil gereichen sollte. — —

Herrn Doktor Karl Egon Luz für seine, vom besten Erfolg gekrönte Tätigkeit in Ermittlung des Mörders und für taktvolles diskretes Arbeiten, dieses Bild zum Andenken.

Der Sohn des Verbliebenen.

Leutnant Hartwig Brentano.

Frankfurt am Main, im Juni 1900.

Doktor Luz schreckte aus seinem Sinnen auf. Sein Sekretär hatte fast lautlos das Zimmer betreten und stand hinter dem Detektiv.

Dieser deutete auf die vor ihm liegende Photographie und fragte:

„Wissen Sie noch, wer das ist — —?“

„Freilich —“, meinte Roderich lächelnd. „Doktor Seyler, der Kurier des Präsidenten Lopez von Paraguay. —“

„Einer meiner interessantesten Fälle —“, fügte Luz hinzu und stand auf.

„Gibt es etwas Besonderes —?“ fragte er, indem er die Schlange und Photographie wieder in den Schrank verschloß.

„Eigentlich, nicht. Aber ich dachte, — ich meinte, — es sind nämlich schon fünf Parteien im Wartezimmer, Herr Doktor. —“

„Es ist gut, Roderich“, antwortete der Detektiv. „Ich bin bereit.“

Bei diesen Worten schritt er schnell zur Tür des Wartezimmers, öffnete sie und sagte ruhig und geschäftsmäßig einladend:

„Darf ich bitten — —?“